Das Vermächtniß.

Freund und Gattin.

Von

August Schrader.

Leipzig,

Friedrich Voigt's Buchhandlung.

1863.

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.

1.

Anna.

Am Rande eines kräftigen Eichenforstes liegt einsam ein Haus, dessen graues Strohdach zur Hälfte von den Zweigen einer alten Linde bedeckt wird. Dieses Haus besteht nur aus einem niedern Erdgeschosse mit fünf kleinen Fenstern. In dem einer saftigen Wiese zugekehrten Giebel öffnet sich die Thür, durch die man nur eintreten kann, wenn man eine hohe, schmutzige Schwelle überschreitet. Unter der Linde, die fünf bis sechs Schritte vor der Thür sich erhebt, sieht man eine Bank und einen Tisch. Beide bestehen aus elenden Bretern und aus Pfählen, die man in die Erde geschlagen hat. Von der Bank bis zur Thür zieht sich in dem frischen Rasen ein schmaler Fußweg, der sich rechts abzweigt und die Verbindung mit dem etwa fünfzehn Schritte entfernten Fahrwege bildet.

Vier der Fenster in der schwachen, ihrer Bekleidung beraubten Lehmwand gewähren, wie das ganze Gebäude, einen traurigen Anblick. Die schwarzen Rahmen sind

morsch, die Brüstungen sind mit Schmutz bedeckt, und an mehreren Orten sieht man statt der Glasscheiben Papier und Lumpen. Das fünfte und letzte Fenster hingegen sieht reinlich und nett aus. Die Scheiben sind vollzählig und glänzen, die Rahmen sind weiß gescheuert und auf der reinlichen Brüstung stehen so viel Blumentöpfe, als Platz finden. Ein Epheu, der in einem der Töpfe wurzelt, zieht seine Ranken um die ganze Oeffnung. Sah man durch die Blätter und Blumen der Geranien, Stiefmütterchen, Wicken und Reseden, so konnte man den Kopf einer alten Frau gewahren, die eine große Hornbrille auf der Nase trug und emsig an einem Strumpfe von grober Wolle strickte. Von Zeit zu Zeit warf sie durch das offene Fenster einen Blick auf ihre Lieblinge, denen es nie an aufmerksamer Pflege fehlte; diese sandten dankbar einen würzigen Duft in das ärmliche Zimmer ihrer Wohlthäterin.

Es war an einem köstlichen Morgen zu Anfang des Juni, als eine junge Bäuerin aus dem Walde trat, über die schmale Wiese eilte und sich dem Fenster näherte. Die alte Frau saß wie gewöhnlich auf ihrem Platze und strickte.

„Mutter Rose!" rief die Bäuerin.

Die Gerufene steckte ihren Kopf durch das Fenster. In sichtlicher Freude wünschte sie einen guten Morgen, als sie das schmucke Mädchen erblickte, dessen Kopf in gleicher Höhe mit den Blumen stand.

„Hier ist ein Korb mit frischen Eiern!“

„O, meine liebe, gute Anna!“ flüsterte das Mütterchen.

Der Korb wanderte durch die Blumen in das Zimmer.

„Und hier,“ fuhr Anna fort, „ist das Geld für die letzte Arbeit. Es hat ein wenig lange gedauert, aber ich konnte nicht früher abkommen, da die Feldarbeit sehr dringend ist. Seht nur nach, Mutter Rose, Ihr findet schon die Zinsen dabei.“

„O, das ist nicht nöthig,“ entgegnete das Mütterchen gerührt. „Jungfer Anna meint es so gut mit mir, daß ich ordentlich ein Wohlleben führe, seit ich für sie arbeite.“

Anna ergötzte sich an der Freude der alten Frau, die das Papier öffnete und die beiden darin liegenden Silbermünzen betrachtete.

„Du lieber Gott,“ flüsterte die Bäuerin mitleidig, „in dem Armenhause kann doch von einem Wohlleben nicht die Rede sein!“

„Ich bin mit meinem Loose zufrieden; früher, ach, da ging es mir traurig, recht traurig — unter den vielen rohen Menschen, die man hier untergebracht hatte, habe ich schreckliche Tage erlebt. Jetzt sind wir nur unser drei, da ist der Platz nicht beengt und ich kann allein in diesem Stübchen wohnen, das ich sonst mit einer mürrischen Frau theilen mußte. Doch, liebe Jungfer Anna,

ich bitte Sie um die Gefälligkeit, dafür zu sorgen, daß die beiden Anderen, die wahrscheinlich unter der Linde sitzen, Ihre Geschenke nicht merken."

„Warum denn?"

„Weil sie mich mißhandeln, wenn ich nicht mit ihnen theile."

„Die schlechten Menschen! Ueberhaupt, Mutter Rose, Ihr paßt nicht in dieses Armenhaus ..."

„Das ist wohl wahr, ich wäre auch lieber wo anders, aber wohin soll ich mich wenden? Ich muß froh sein, daß man mir hier ein Obdach gönnt, so elend es auch sein mag. Ich stehe allein in der Welt, habe keinen Freund, keine Familie ..."

„Sprecht nicht davon, Ihr müßt sonst wieder weinen, und ich muß mit Euch weinen, wenn ich Thränen in Euren alten Augen sehe."

„Gott lohne Ihnen diese Theilnahme!"

Anna steckte ihr blühendes Gesicht zwischen die Blumen und flüsterte:

„Mutter Rose, ich weiß, Ihr könnt schweigen."

„Das kann ich," sagte das Mütterchen, mit dem Kopfe nickend, als ob es schon wüßte, was kommen sollte. „Und wenn es sein muß, thue ich für meine Anna auch noch mehr. Ich möchte mich ja so gern dankbar bezeigen ..."

„Mutter Rose, wenn Andreas mein Mann ist und das Gut übernommen hat, zieht Ihr zu uns."

Die Alte lächelte unter Thränen.

„Ach,“ rief sie, „wenn das möglich wäre, wenn ich nicht in dem Gemeinde-Armenhause sterben müßte! Daß mir Gott diese Gnade gewähren möge, erflehe ich jeden Abend und jeden Morgen von ihm. So allein liegen, so allein sterben müssen, ohne daß eine liebende Hand die müden Augen zudrückt, das ist schrecklich! Ich bin nun fünfundsiebzig Jahre alt — wenn Jungfer Anna für mich sorgen will, darf sie es nicht lange mehr hinausschieben. Der Tod kann über Nacht an meine Thür klopfen. Dann trägt man mich hinaus in einem elenden Breterkasten — ich habe es wohl gesehen, wie man die Bewohner dieses traurigen Hauses begräbt — nein, man fährt mich auf einem Karren hinaus, weil sich kein Träger findet, und Niemand gibt mir das Geleite zum Grabe.“

„Nun sprecht Ihr schon wieder solche Dinge, die mir das Herz durchschneiden!“ flüsterte Anna schluchzend. „Aber beruhigt Euch nur, ich werde schon für Euch sorgen und mein Andreas auch. Mutter Rose, heute ist es Sonnabend —“

„Ich weiß es.“

„Ihr geht doch in den Adlerhof?“

„Ja.“

„Nehmt diesen Brief mit; aber gebt ihn ganz heimlich ab, an den Andreas, der zu Hause ist, wenn Ihr

kommt — daß es kein Mensch sieht. Ihr werdet ihn doch nicht verlieren?"

„Gewiß nicht, bin ich auch alt und schwach, so weiß ich doch, was ich thue. Verlassen Sie sich darauf!"

„Nun muß ich fort; diesen Mittag, wenn ich aus dem Felde zurückkomme, hole ich mir die Antwort."

Anna verließ das Fenster; nachdem sie ihr Tuch über dem Kopfe fester zusammengezogen, sprang sie auf den Weg und verschwand hinter der Hecke, die ein Kornfeld von dem Forste trennte.

Eine Stunde später trat Mutter Rose aus der Thür des Armenhauses. Mühsam überstieg sie die hohe Schwelle mit Hilfe ihres Krückenstockes. Sie trug ein schwarzes Mützchen, das durch eine weiße Binde auf dem Kopfe festgehalten ward. Ein graues Tuchmieder hüllte den gebeugten Oberkörper ein. Ein rother Friesrock, der auf die mit Schnallenschuhen bekleideten Füße reichte, vollendete den schlichten, reinlichen Anzug, den sie der Fürsorge Anna's verdankte. Und welch' ein Gesicht hatte die alte Rose! War es auch von tausend Falten nach allen Richtungen hin durchzogen, war auch der zahnlose Mund tief eingefallen, und das spitze Kinn ein wenig gebogen — diese durch das hohe Alter hervorgebrachte Veränderung beeinträchtigte den guten Eindruck nicht, den das kluge, helle und freundliche Auge hervorbrachte, ein Auge, wie man es wohl selten bei alten Frauen findet.

Die bleiche Farbe des kleinen, zusammengeschrumpften Gesichts ward durch die Sauberkeit der Kopfbinde gehoben.

Mutter Rose grüßte freundlich zwei Männer, die lungernd auf der Bank unter der Linde saßen. Es waren dies für den Augenblick die einzigen Hausgenossen der guten Alten, zerlumpte Gestalten, mit rohen, widerwärtigen Gesichtern. Wachtel, von fünfzig und einigen Jahren, hatte zwar einen starken und knochigen Körper, aber alle seine Glieder bebten, daß er unfähig zur Arbeit war. Er hatte früher ein Haus, einen Garten und einiges Ackerland besessen, war aber nach dem Tode seiner Frau heruntergekommen, hatte sich dem Trunke ergeben, und mußte nun seit zwei Jahren von der Gemeinde versorgt werden. Die Bauern hatten keine gute Meinung von dem Manne, sie hielten ihn für heimtückisch, weil er mit dem linken Auge entsetzlich schielte. Man spendete ihm mehr aus Furcht, als aus Mitleiden Almosen, wenn er die bebende Hand ausstreckte. Sein Gefährte, Jeuker, war ein kleines, schmächtiges Männlein, ein Schneider seines Zeichens, der wirklich aus Schwäche nicht mehr arbeiten konnte. Er befand sich schon seit sechs Jahren in dem Armenhause, galt in der Dorfgemeinde für einen pfiffigen Kerl und ertheilte den Arbeitern in Streitsachen guten Rath. Die Bauern glaubten, er wäre ein guter Advocat geworden, wenn er studirt hätte. Zwischen ihm

und Wachtel, dem abgestumpften Menschen, bestand ein eigenthümliches Freundschaftsverhältniß: es ließ sich von Beiden sagen, daß Jeuker die Seele, Wachtel der Körper sei. Was Jeuker beschloß, führte Wachtel aus, und wenn Jeuker drohte, kroch Wachtel zu Kreuze. Mutter Rose erfreute sich der Gunst dieser beiden Subjecte nicht, weil sie von ihnen beneidet ward der vielen Spenden wegen, die man ihr brachte.

„Wohin, Mutter Rose?" fragte der Schneider mit heiserer Stimme.

„In's Dorf, in's Dorf!" antwortete freundlich das Mütterchen.

„Wartet einmal, ich möchte Euch um Etwas fragen."

„Was wollt Ihr denn wissen?"

„Setzt Euch einen Augenblick. So! In dem Schlosse ist diese Nacht Herr von Ehrenstein gestorben."

Die Alte horchte hoch auf.

„Diese Nacht?" fragte sie erstaunt. „Der Freiherr Friedrich von Ehrenstein?"

„Derselbe, der vor einem Jahre die Besitzung übernommen hat. Die Welt verliert nichts an ihm . . ."

„Gott sei seiner armen Seele gnädig!" flüsterte Rose, indem sie die mit Runzeln bedeckten Hände faltete.

„Ja, der Freiherr braucht die Gnade Gottes, wenn er der Hölle entrinnen will," fügte der Schneider hinzu.

Er hat in dem einen Jahre, das er in unserer Gegend ist, viel Unheil angerichtet. Fragt nur die Bauern im Dorfe, sie werden Euch kuriose Geschichten erzählen von dem habgierigen Herrn — vorzüglich der alte Engel, dem der reiche Gutsbesitzer einen merkwürdigen Prozeß an den Hals geworfen hat. Engel ist in seinem guten Rechte; aber verlaßt Euch darauf, er wird seinen Prozeß verlieren, wie ich vom ersten Augenblicke an gesagt habe. Mit den großen Herren ist nicht gut Kirschen essen. Heute über's Jahr jagt das Gericht den Bauer von Haus und Hof."

„Das wäre schändlich!" rief Wachtel mit seiner tiefen Baßstimme.

„Schändlich hin, schändlich her! Engel muß sein Gut hergeben und die Gerichtskosten bezahlen. Wenn ihn vor Aerger dann nicht der Schlag trifft, zieht er zu uns in den Gemeindepalast — das ist das Ende vom Liede. Die Stube wird schon wieder voll werden. Ich kenne noch Einige, die reif sind für das Armenhaus. Ihr wißt nicht, wie es in der Welt aussieht, Einer ist dem Andern sein Teufel. Die Bauern treiben die Niederträchtigkeit im Kleinen, die vornehmen Herren im Großen. Wer in einem tapezierten Zimmer und in weichen Betten geboren ist, kann zwischen den Lehmwänden und auf dem Strohlager des Armenhauses sterben. Es ist einmal so in der Welt, und wird auch wohl so bleiben."

„Du bist ein schlauer Kerl, Jeuker!“ rief Wachtel. „Mich wundert nur, daß Du bei all' Deiner Schlauheit und Klugheit in das Armenhaus gekommen bist.“

„O, das ist sehr natürlich, weil ich ein ehrlicher Kerl bin, und die ehrlichen Leute haben stets Unglück. Hätte ich nicht seit zehn Jahren den kranken Körper — dann solltet Ihr mich heute sehen. Ich würde in einer Staatskarosse fahren und Bediente in Livrée halten. Aber Krankheiten ruiniren den Menschen.“

„Jeuker,“ sagte der staunende Wachtel, „Du weißt ja Alles: Der Freiherr ist todt . . .“

„Das steht fest!“

„Was wird denn nun aus dem Prozeß?“

„Alberne Fragen: die Erben setzen ihn fort, Engel's Gut kann Jeder brauchen — ich nähme es auch, wenn ich es bekommen könnte.“

„Du, Jeuker . . .“

„Was denn?“

„Sieh' nur die Alte an!“

Mutter Rose saß nachdenkend auf der Holzbank: sie schien den letzten Theil des Gespräches nicht gehört zu haben. Ihr spitzes Kinn ruhte auf den Händen, die den Krückstock umklammert hielten. Das ehrwürdige Haupt bebte wie die Hände. Ihre Augen hafteten starr auf dem Rasen zu ihren Füßen. Plötzlich erhob sie sich und wollte gehen.

„Halt!“ rief der Schneider.

„Was wollt Ihr?“

„Ich bin ganz abgekommen von dem, was ich sagen wollte. Mutter Rose, Ihr geht diesen Abend auf das Schloß und holt den Begräbnißkuchen für uns — Euch gibt man eine große Portion, uns wird man abweisen. Ich habe lange keinen Kuchen zum Kaffee gegessen, und eine solche Gelegenheit muß man nicht vorübergehen lassen. Es stirbt nicht alle Tage ein Freiherr.“

Das Mütterchen trippelte fort, ohne zu antworten. In demselben Augenblicke erschien ein Reiter auf der Fahrstraße, ihm folgte ein Reitknecht, dessen Pferd mit einem schweren Mantelsacke bepackt war. Der Reiter, ein Mann mit grauen Haaren und einem vollen Barte, schien ein ausgedienter Offizier zu sein. Er trug einen grauen Oberrock und eine Militärmütze mit rothem Streifen. Indem er langsam ritt und mit der Reitpeitsche auf die beiden Wege deutete, die vor ihm in den Forst führten, fragte er:

„Geht es rechts oder links nach dem Schlosse Ehrenstein?“

Rose starrte den Mann auf dem stattlichen Rosse an; als sie nicht sogleich antwortete, trat rasch der Schneider ihr zur Seite.

„Nach Ehrenstein wollen Sie?“ fragte er, seine Ledermütze ziehend.

„Ja. Welcher von beiden Wegen führt dorthin?“

„Links, gnädiger Herr, der rechts führt nach dem Dorfe Ingelrode. Das Schloß können Sie in fünf Minuten erreichen, der Park fängt gleich hinter den ersten Bäumen an. Dies ist das Armenhaus, es gehört zu dem Dorfe; die Linde gehört schon zu der Besitzung des verstorbenen Freiherrn . . ."

„Verstorben?" fragte der Reiter, indem er sein Pferd wieder anhielt.

Der Schneider, die Mütze in der Hand haltend, trat näher.

„Ja, gnädiger Herr, das steht fest. Der Verstorbene ist diese Nacht gestorben, nachdem er ein Jahr auf Ehrenstein gelebt hatte. Das war ein guter, recht guter Herr. Wir Armen wissen das und leben für ihn. Leider hat er in den letzten Wochen seiner Krankheit nichts für uns gethan — wir haben Mangel gelitten. Ach, die ganze Gegend wird trauern."

In den energischen Gesichtszügen des Reiters malte sich die höchste Ueberraschung.

„Mann," sagte er, „wißt Ihr gewiß, daß der Freiherr todt ist?"

„Das steht fest, er ist am Gehirnschlage gestorben, viel zu früh für uns Armen. Wenn er noch lebt, will ich todt sein."

Der Reiter zog seine Börse, schenkte dem Schneider einen Thaler und sprengte davon. Wachtel hielt seine

Mütze vergebens dem Reitknechte entgegen, der kopfschüttelnd seinem Herrn folgte.

„Dieser Mensch ist ein lachender Erbe, das steht fest!" sagte der Schneider, das Geld in die Tasche steckend. „Mir lag so Etwas in den Knochen, darum überraschte ich ihn mit der angenehmen Todesnachricht, die er übrigens besser hätte bezahlen können. Hu, wie er jagt — da ist er schon im Walde! Mutter Rose, vergeßt nicht auf das Schloß zu gehen!" rief er der Alten nach, die langsam den Weg nach dem Dorfe verfolgte.

„Meine Hälfte!" sagte Wachtel verdrießlich.

„Sobald ich gewechselt habe; Du weißt ja, daß mir immer das kleine Geld fehlt. Wir speisen in der Schenke zu Mittag — nun beruhige Dich, und wirst Du grob, so werde ich tückisch. Ohne mich hättest Du keinen Pfennig bekommen, das steht fest."

Beide gingen nach der Bank zurück und setzten sich so, daß sie von dem vollen Strahle der warmen Sonne getroffen wurden. Schon nach wenig Minuten lag Wachtel mit dem Kopfe auf dem Tische und Jeuker lehnte schlafend mit dem Rücken an dem Baume, in dessen Zweigen munter die Vögel sangen. Ueber den sprossenden Saatfeldern hinter dem Armenhause schwebten jubelnd die Lerchen in dem klaren, tiefblauen Aether. Eine Stunde später kam Mutter Rose zurück; sie ging an den beiden Schläfern vorüber, stieg über die Schwelle, durchschritt

den kleinen Vorplatz, der zugleich als Küche diente, und kam durch ein langes, schmutziges Zimmer, in welchem die beiden Männer wohnten und schliefen, zu ihrem Kämmerchen, dessen Thür sie hinter sich verschloß. Schon lange hatte das Mütterchen am Fenster gearbeitet, als die Dorfglocken das Sterbegeläute des Freiherrn von Ehrenstein begannen. Rose legte die Arbeit nieder, faltete die Hände und betete, indem sie nach dem Kirchenthurme sah, dessen graue Spitze aus den Wipfeln des Forstes emporragte.

„Amen!“ flüsterte sie. „Der reiche Freiherr ist in seinem stolzen Schlosse gestorben — die alte Rose lebt noch in dem traurigen Armenhause zwischen nackten Wänden und unter rohen Leuten. Auch mich wird der Herr rufen, vielleicht bald, recht bald; aber dann läuten die Glocken nicht, dann kommt kein Priester, der mein Grab segnet — ach, und ich habe doch viel gelitten, habe immer rechtschaffen gelebt und nach Kräften Gutes gethan. Nun, ich will mich trösten, wenn es nicht anders sein kann, denn das Auge Gottes, das Alles sieht, hat ja auch mein Herz und mein Leben gesehen.“

„Mutter Rose!“ rief eine Mädchenstimme und das liebliche Köpfchen Anna's ward wieder zwischen den Blumen am Fenster sichtbar. „Habt Ihr Wort gehalten?“

„Ei, gewiß, mein liebes Kind! Die alte Rose hält, was sie verspricht.“

„Nun?“

„Hier ist ein Briefchen von Andreas Engel, der schon auf mich gewartet hatte. Ach, wie glücklich ist doch das junge Blut, wenn es schmachten und sich sehnen kann. Es gab einmal eine Zeit, in der auch ich einen Liebsten hatte — da zitterte ich gerade wie Jungfer Anna, wenn ich von ihm einen Brief erhielt und die Freudenthränen traten mir in die Augen . . .“

„Danke, Mutter Rose, danke! Nun muß ich fort; aber ich bleibe so lange in Eurer Schuld, bis Andreas den Adlerhof übernommen hat. Wenn Ihr übrigens irgend Etwas braucht, so wißt Ihr mich zu finden, und das sage ich Euch: wendet Euch an keine Andere!“

Anna war verschwunden.

„Das soll geschehen!“ sagte Rose, griff zu dem Strickzeuge und arbeitete fort.

2.

In der Schenke.

Gegen Abend läuteten wieder die Glocken der Dorfkirche, gerade als die fleißigen Landleute aus dem Felde heimkehrten. Alle wußten, was dieses feierliche Geläute bedeutete, aber sie kümmerten sich wenig darum, denn der, dem es galt, war in der Gemeinde nicht beliebt gewesen, und mancher Familienvater hätte gern gesagt: Es ist gut, daß es so gekommen ist, denn wir haben einen Bedrücker und Peiniger verloren. In dem Dorfe erlitt das gewöhnliche Leben keine Unterbrechung, man arbeitete, sprach von dem Sterbefalle und disputirte nach Bauernart über die Erbfolge. Die Schenke war sogar zahlreicher besucht, als sonst an Wochentagen, denn hier fanden sich die Weisen des Dorfes ein, deren Mittelpunkt der Schneider Jeuker aus dem Armenhause war.

„Glaubt mir," sagte der kluge Mann zu einer Gruppe, die sich unter der Buche im Giebel um ihn versammelt hatte, „auf der Familie Ehrenstein ruht ein Fluch, das

steht fest. Der Vater des Freiherrn, der gestern Abends die Augen zumachte, ist ebenfalls so rasch gestorben, wie man eine Hand umwendet."

„Wie könnt Ihr denn das wissen, Zeuker?" fragte ein alter Bauer, der ruhig sein Pfeifchen schmauchte.

„Wie ich das wissen kann?"

„Nun ja; der Freiherr Friedrich von Ehrenstein ist vor einem Jahre in unsere Gegend gekommen, nachdem er von dem Kommerzienrathe Meyer, der früher ein Jude gewesen, das Rittergut gekauft hatte."

„Ja, Veit, das geht nun über Euern Horizont, wie wir Sachverständigen sagen!" rief lachend der Schneider.

„Wie alt seid Ihr?"

„Ich werde fünfzig im nächsten Monat."

„Dann könnt Ihr wissen, daß vor dem Juden Meyer, der Aron hieß, ein Freiherr von Ehrenstein auf dem Gute wohnte, den kein Mensch zu sehen und zu sprechen bekam."

„Ja, das weiß ich; mein Vater erzählte davon. Der Freiherr sollte menschenscheu sein."

„Menschenscheu, Possen — ein Freiherr ist nicht menschenscheu; aber überspannt war er, verrückt. Ich war damals Lehrjunge bei dem alten Meister Schlotter, der neben der Kirche wohnte. Schlotter hatte einen Sohn, der war Bedienter auf dem Schlosse, und diesem mußte ich einmal Abends spät eine Livrée hintragen — es war

grimmig kalt, der Schnee knirschte unter den Füßen und der Mond schien so hell wie die Sonne. Wenn ich mit dem Ellbogen an einen Zweig stieß, so brach er ab — Alles war ausgefroren, hatte weder Saft noch Kraft. Von Wasser war gar keine Rede mehr, der Fluß bestand nur noch aus Eis. Hu, mich schaudert, wenn ich daran denke. Nun hört: es schlug gerade neun, als der Meister die Livreé ausgebügelt hatte. Da hieß es „Anton, fort auf's Schloß!" Ihr wißt doch, daß ich Anton heiße. Anton zog seine Jacke an und ging; raisonniren durfte er nicht, weil sonst die Elle zu tanzen anfing. Herr, mein Gott, wie wurde mir, als ich über den Kirchhof ging! Es war doch gerade, als ob ich keine Luft kriegen könnte, und meine Hände waren im Augenblicke ganz steif geworden. Na, dachte ich, wenn das so fortgeht, wirst du wohl wie ein Eisklumpen in das Schloß kommen. Aber fort mußte ich, darum fing ich zu laufen an, was das Zeug halten wollte. Die große Allee war mir zu weit; ich ging also über den zugefrornen Fluß in den Schloßgarten, der gleich hinten an's Dorf stößt. Ich lief durch die Baumschule und hatte meinen Spaß an den langen Beinen, die der Schatten auf den weißen Schnee warf. Ich glaube nicht, daß sie der Riese Goliath länger gehabt hat. Nun kömmt's, Kinder, merkt auf! Ihr wißt doch den Rasenplatz mit der Fontaine?"

„Ja!" riefen Alle.

„An dieser Fontaine stand eine lange Gestalt und sah in den Mond. Ich verbarg mich hinter einem Strauche, nicht etwa aus Furcht, denn Furcht ist mir eben so fremd, als das gelobte Land; aber aus Neugierde, ich wollte wissen, wer der Mann war und was er vorhatte in der erbärmlich kalten Winternacht. Lange brauchte ich zum Glück nicht zu warten; der Mann streckte wie ein Wegweiser seine beiden langen Arme aus, ging über den Platz und verschwand in dem Treibhause. Mein Weg führte an dem Treibhause vorbei. Durch einen offenen Laden sah ich Licht. Halt, dachte ich, hier kannst du Etwas erfahren — mit einem Satze war ich am Fenster. Da stand der lange Freiherr zwischen den schönen Pflanzen, und die Arme, die sich vorhin ausgestreckt hatten — nach dem Monde nämlich — hielten ein hübsches Fräulein umschlungen, das sich an seinen Hals geklammert hatte und laut weinte. Von dem, was Beide sprachen, konnte ich nichts verstehen, so sehr ich mein Gehör auch anstrengte. Der Freiherr küßte das blonde Fräulein, setzte es nieder und hob es auf, strich ihr die Locken aus dem Gesichte, schnitt Fratzen wie Einer, der zugleich lacht und weint, fiel vor ihr auf die Knie nieder und trug sie endlich fort, daß ich nichts mehr sehen konnte. Wäre es nicht zu kalt gewesen, so würde ich wohl noch stehen geblieben sein — aber mir klapperten die Zähne im Munde, und ich ging. Das Schloß war bald erreicht und der Bediente gefunden."

„Hier ist die Livreé! sagte ich.“

„Schreie nicht so! wisperte der Bediente.“

„Warum denn?“

„Der gnädige Herr ist krank.“

„Das ist nicht wahr.“

„Dummer Junge, willst Du es besser wissen als ich?“

„Das steht fest!“ rief ich lachend. „Ein Kranker läuft bei dieser Kälte nicht durch den Garten.“

„Anton, schwätze nicht so dummes Zeug, der gnädige Herr liegt im Bett.“

„Ich sage aber, der gnädige Herr sitzt mit einem schönen Fräulein im Treibhause, und wer das nicht glauben will, gehe hin und sehe zu.“

„Jean, man hatte nämlich den guten Johann in Jean umgetauft, ging mit mir durch den Garten zu dem Treibhause. Kaum standen wir an dem Fenster ohne Laden, als der Freiherr mit dem Fräulein ankam. Wir konnten sie beobachten. Diesmal aber war er nicht zärtlich; er stieß das schöne Fräulein von sich, und als es seine Hände festhalten wollte, riß er sich los und stürzte aus dem Hause. Jean lief ihm nach. Ich blieb stehen und betrachtete mir das schöne Mädchen, das auf den Knien lag, die Hände rang wie eine Verzweifelnde und weinte. Element, ich war nur ein Lehrjunge, aber der Jammer des Fräuleins ging mir tief zu Herzen, vorzüg-

lich als ich sah, daß sie umsank. Da kam Jean wieder und flüsterte mir in das Ohr:

„Junge, wenn du ein Wort von dem sagst, was du hier gesehen hast, so bist du des Todes! Der gnädige Herr ist krank, er ist im Fieber aus seinem Zimmer gelaufen."

„Aber das Fräulein?"

„Kümmere dich nicht um solche Dinge. Fort nach Hause!"

„Mit einem Paar tüchtiger Maulschellen entließ mich Jean. Wie ich nach Hause gekommen bin, weiß ich nicht, aber ich erinnere mich noch deutlich, daß ich acht Tage krank gelegen habe. Als ich zum ersten Male wieder in die Werkstatt kam, war Jean da; er nahm Abschied von seinem Vater, da er mit dem gnädigen Herrn verreisen wollte. Das nächste Frühjahr ward ich Geselle, und Aron Meyer kaufte das Rittergut. Der Freiherr ist nie wieder in diese Gegend gekommen. Ihr könnt wohl denken, daß ich als Geselle nicht lange bei Meister Schlotter blieb; ich schnürte mein Felleisen und ging auf die Wanderschaft. Kinder, die Welt, die Welt müßt Ihr sehen — hier ist Nichts, gar Nichts! Straßburg, Paris — ah, das sind Städte! Und die Franzosen — morbleu, die Kerls haben einen Schnitt am Leibe! Ein Schneider, der nicht in Paris gewesen, ist kein Schneider, das steht fest! Die Franzosen sind geborene Schneider, und

jeder gute Schneider ist ein Franzose, wenn er auch in Ingelrode geboren ist. Habt Ihr mich begriffen, Kinder?"

„Ja, ja!"

„Das ist doch ein Teufelskerl!"

„Schade, daß er nicht studirt hat!"

„Weiter, Jeuker, weiter!"

Diese Exklamationen, zugleich ausgestoßen, verursachten ein Geräusch, das der Schneider mit dem pathetischen Rufe unterbrach:

„Silentium! Kinder, zügelt euern Enthusiasmus und bedenkt, daß ich meiner schwachen Brust wegen im Armenhause wohne. Zur Sache: Ihr wißt, daß ich zehn Jahre auf der Wanderschaft gewesen bin und mich dann als Meister hier niederließ. Zuletzt habe ich in Köln am Rhein gearbeitet und von da wanderte ich durch Westphalen, um meine Heimath zu erreichen. Eines Abends — das Wetter war gerade so schön wie heute, — kam ich müde und matt bei einem Schlosse an, das prächtig am Ufer eines großen Teiches lag. Der Weg führte dicht am Wasser vorbei. Da stand unter einem schattigen Baume ein langer Herr und angelte. Hinter ihm ging ein Bedienter auf und ab, dessen Livreé, blau mit Silber und rothem Passepoil, mir bekannt vorkam. Ich ziehe meinen Hut, gehe seitwärts und bitte um einen Zehrpfennig. Nun müßt Ihr nicht etwa glauben, daß ich kein Geld hatte — nein, ein ordentlicher Handwerksbursche

läßt keine Gelegenheit, Etwas zu erwerben, vorbeigehen; ich fechte also aus Sparsamkeit. Noch hatte ich meinen Hut in der Hand, als der lange Herr zu taumeln anfängt, Jean ruft und so lang wie er war, in's Gras fällt. Jean rief um Hilfe — außer mir war Niemand da. Jean faßte an den Kopf, ich faßte an die Beine — so trugen wir den Leblosen in das Schloß, wo nun ein furchtbarer Lärm entstand. Alles schrie: der Freiherr von Ehrenstein ist vom Schlage getroffen! Boten zu Pferde sprengten davon, um Aerzte zu holen. Als der Tumult sich ein wenig gelegt hatte, suchte mich Jean auf. Ich saß in der Hausflur auf einem Stuhle und ruhete aus. Den Johann Schlotter hatte ich längst erkannt, aber er wußte nicht, daß er dem ehemaligen Lehrjungen seines Vaters einen Thaler für geleistete Dienste anbot. Nun hättet Ihr sehen sollen, als ich ihm sagte, wer ich denn eigentlich sei — Jean wollte närrisch werden vor Freude. Dann zog er mich in seine Bedientenstube, gab mir gut zu essen und zu trinken und forderte mich auf, die Nacht im Schlosse zu bleiben, was ich denn auch mit dem größten Vergnügen that, da ich sehr müde war. Am andern Morgen hörte ich, daß der Freiherr von Ehrenstein gestorben war — am Gehirnschlage. Nun nahm mich Jean vor und fragte:"

„Anton, hast du über die Geschichte in dem Treibhause geplaudert?"

„Nicht ein Wort, Jean! Was ich verspreche, halte ich, das steht fest!"

„Hier ist Geld, nun sprich auch ferner nicht darüber, denn es würde ein Unglück geben, wenn es die Freifrau und ihr Sohn erführen. Die Kleinigkeit kannst du ja verschweigen. Hören wir aber, daß du ein Wort ausgeplaudert, so geht es dir schlecht."

„Habt Ihr auch Alles begriffen?" fragte Jeuker. „Der Freiherr, den in Westphalen der Schlag traf, war derselbe, den ich im Treibhause mit dem Fräulein gesehen habe, und der Freiherr von Ehrenstein, der vor einem Jahre das Schloß bezogen hat und diese Nacht gestorben ist, war der Sohn des Erstern. Jetzt kann ich über die Treibhausgeschichte sprechen, denn Friedrich von Ehrenstein, der sie nicht wissen sollte, ist todt, und Jean Schlotter . . ."

„Guten Abend!" grüßte eine tiefe Baßstimme.

Die Bauern sahen sich erschreckt um. Ein Wandersmann ging vorüber der Schenke zu. An der Thür sprach er mit dem Wirthe. Er war ein alter Mann mit greisem Haupte. Ein langer grauer Rock bedeckte seinen hagern Körper, der sich unter der Last eines Bündels beugte. Seine Hand stützte sich auf einen tüchtigen Reisestock. Auf den Schuhen lag dick der Staub. Ein voller weißer Bart rahmte das von der Sonne gebräunte Gesicht ein.

Der Wirth verschwand mit ihm in dem Hause.

„Ein Gast,“ sagte Jeuker. „So wie der bin auch ich gewandert — dem wird das Abendbrod schmecken. Jean Schlotter also, der Bediente, ist verschwunden, ich habe nie wieder ein Wort von ihm gehört.“

„Wer wird denn nun das Rittergut erben?“ fragte ein Bauer.

„Vetter, wie könnt Ihr nur fragen — die einzige Tochter, die bildschöne Angelika, die sich nun wohl verheirathen wird. Schade, daß das Fräulein immer so ernst und mürrisch aussieht, wie der Vater. Der Mann, der die einmal bekommt, geräth unter einen fürchterlichen Pantoffel.“

Der Mond war indeß aufgezogen und goß sein Silberlicht durch die Zweige der Buche auf die Gesellschaft herab, die sich mit jeder Minute vergrößerte. Auch Wachtel erschien, und setzte sich ganz unten an den Tisch. Man sprach von Prozessen, Erbschaften, Heirathen und Kindtaufen, bis die Bauern einzeln davongingen, wie sie gekommen waren. Wachtel und Jeuker schwankten dem Armenhause zu, das sie erreichten, als der Wächter im Dorfe die zehnte Stunde verkündete.

„Sieh', sieh',“ sagte der Schneider, „Mutter Rose hat noch Licht, das bedeutet Etwas.“

Er lugte durch das Fenster. Die alte Frau saß an ihrem Tischchen, auf dem eine Zinnlampe brannte, und

las andächtig in der Bibel. Ihre zitternden Hände ruhten gefaltet auf dem Rande des großen Buches.

Die beiden Männer schlichen still davon und suchten ihr dürftiges Lager auf. Kaum waren sie verschwunden, als sich vom Dorfe her langsam eine graue Gestalt dem Armenhause näherte, an das beleuchtete Fenster trat und lange in das stille Stübchen sah.

„Gott sei Dank, sie ist noch da!" murmelte der Mann, in dem Jeuker den alten Wandersmann erkannt haben würde, wenn er ihn gesehen hätte.

Einen tiefen Seufzer ausstoßend, trat er den Rückweg nach dem Dorfe an.

3.

Die Erbin.

Zwei Tage später war der Freiherr Friedrich von Ehrenstein in der Familiengruft, die sich in der Kirche zu Ingelrode befand, feierlich beigesetzt. Es hatte weder an Gepränge, noch an rührenden Grabreden, wohl aber an Thränen des Mitleids gefehlt, denn Thränen lassen sich durch Geld nicht erkaufen.

Der weite Schloßhof war mit frischen Blumen bestreut, und die Stufen der hohen Freitreppe vor dem prachtvollen Herrnhause bedeckte ein großer schwarzer Teppich. Das Schloß an der Hauptthür war, nach der Sitte dortiger Gegend, mit einem schwarzen Flor verhüllt. Die Domestiken, Knechte und Mägde hatten auf Befehl Sonntagskleider angelegt und feierten den ganzen Tag.

Der Adel, der aus der Nachbarschaft zu dem prunkvollen Begräbnisse gekommen war, hatte sich wieder entfernt, und es war nun jene öde Stille eingetreten, die überall dem Begräbnisse zu folgen pflegt. Der Abend war nicht

mehr fern, als eine junge Dame auf dem Balkon erschien, sich auf das zierliche Eisengeländer stützte und sinnend über die Landschaft hinaussah. Die wogenden Kornfelder, der üppige Park, die blinkende Fläche des Weihers, der stolze Eichenwald und das malerisch gelegene Dörfchen an dem Ufer des lebhaften Flusses wurden goldig von der Juni-Abendsonne beleuchtet.

Die junge Dame war Angelika, das einzige Kind des verblichenen Freiherrn. Angelika, eine stolze Schönheit, zählte zweiundzwanzig Jahre; ihre üppigen Formen waren in schwarze Seide eingehüllt. Ohrgehänge, Collier und Armbänder bestanden aus schwarzen Perlen. Ein kostbarer schwarzer Schleier, der in dem schweren Flechtenkranze des dunkeln Haares befestigt war, floß wie eine Wolke über den Rücken herab. Ihr schönes Gesicht war marmorbleich, kalt, fast ausdruckslos; nur das große braune Auge unter starken, schön geschwungenen Brauen verrieth Lebhaftigkeit und eine fast männliche Energie.

In dem großen, prachtvollen Saale, aus dem man zu dem Balkon gelangte, ging ein hoher, stattlicher Mann auf und ab; er war in schwarz gekleidet, trug eine weiße Kravatte, weiße Weste und silberne Spornen, die bei jedem Schritte laut erklirrten. Der Leser kennt den Mann bereits: er war der Reiter, der Mutter Rose um den Weg nach dem Schlosse befragt und dem Schneider für die Todesnachricht einen Thaler geschenkt hatte. Sein

Gang und seine Haltung trugen einen militärischen Charakter. Das graue Haar war kurz geschnitten und legte sich glatt den Schläfen an. Der starke Backenbart vereinigte sich mit dem Barte über der Oberlippe. Das runde volle Kinn war glatt rasirt.

Nach einem langen Spaziergange blieb er an der offenen Thür des Balkons stehen und betrachtete die üppige Gestalt der schwarzen Dame, die immer noch mit dem vollen Arme auf dem Gitter ruhte.

„Angelika!“ rief er.

Sie erhob sich und warf den Schleier zurück.

„Wir warten vergebens, wie gestern,“ sagte sie kalt.

„Ich vermuthe, daß ihn schwer zu beseitigende Hindernisse fern halten.“

„Bedenken Sie, Onkel, den Zweck der Reise!“

„Ein Offizier, mein Kind, ist weder Herr seiner Zeit noch seiner Person.“

„Er ist also ein Sklave?“ fragte sie mit einem trüben Lächeln.

„Sprechen wir nicht über diesen Punkt, der den Damen so fern liegt — gieb mir Deinen Arm, Angelika, wir wollen einen Gang durch den Park machen.“

„Danke; ich ziehe es vor, in dem kühlen Saale zu ruhen. Setzen Sie sich zu mir!“ fügte sie hinzu, indem sie den Saal betrat, zu einem der Polster ging und sich in stolzer Nachlässigkeit niederließ.

Der Onkel, ein Baron von Waldenfels, beobachtete einige Augenblicke seine Nichte, wie es schien mit Wohlgefallen. Dann rollte er einen Sessel heran und ließ sich der jungen Dame gegenüber nieder.

„Vielleicht, mein Kind," begann er, „zerstreut es Dich, wenn wir über die nothwendigsten Geschäfte sprechen, deren Arrangement unausbleiblich bevorsteht. Ich setze dabei voraus, daß Du mich nicht für so rücksichtslos hältst ..."

„Wahrlich nein!" unterbrach ihn Angelika. „Benutzen wir den ersten Augenblick der Ruhe zu einem vertraulichen Gespräche. Sie sind der Bruder meiner seligen Mutter — wer auf der Welt könnte mir willkommener sein, als Sie? Leiten Sie meine Gedanken ab von dem Trauerfalle — ich muß mich ja wohl in das Unvermeidliche fügen. Wählen Sie nach Belieben ein Thema, mir ist jedes recht."

Der Baron ergriff ihre Hand.

„Nun," rief er, „so will ich von meiner Reise und dem Zwecke derselben sprechen, da die Dauer meiner Anwesenheit auf Ehrenstein nur eine kurze sein kann. Die innige Freundschaft, in der ich stets mit Deinem Vater gelebt, kennst Du — wir waren nicht Schwäger, wir waren Brüder — ja das kann ich behaupten! — Er hat meinen Sohn Oskar, ich habe Dich aus der Taufe gehoben. Schon Deine selige Mutter, meine

Schwester, hat einen Gedanken in uns angeregt, der vor ungefähr vier Wochen zur Reife gekommen ist. Dein Vater schrieb mir: Knüpfen wir das Familienband, das uns umschlingt, noch fester und vereinigen wir unsere Kinder."

„Das hat Ihnen mein Vater geschrieben?" fragte Angelika erstaunt.

„Und in einem spätern Briefe lud er mich zu einem Besuche ein, damit wir mündlich die erforderlichen Verabredungen treffen könnten. Ich ließ mein Pferd satteln und trat die Reise an. Als ich fünf Minuten von hier einen Mann um den Weg nach dem Schlosse befragte, erfuhr ich zu meinem Entsetzen den plötzlichen Todesfall. Mein Kind, Du stehst jetzt allein in der Welt, außer mir hast Du keinen Verwandten — die Verwaltung der Güter macht Dir Sorgen — schließe Dich uns an und verwirkliche den Plan, den Deine verstorbenen Eltern entworfen haben. Mein Oskar wird, wenn nicht heute, morgen ganz sicher eintreffen."

Angelika schüttelte leicht ihr schönes Haupt. Ihr zartes, bleiches Gesicht blieb ruhig, nur in dem Tone lag Verwunderung, in dem sie fragte:

„Das hätte mein Vater projektirt?"

„Ja."

„Ich weiß nicht ein Wort davon."

„Du setzest doch wohl nicht Zweifel . . ."

„Nein, nein, mein verehrter Herr Onkel," unterbrach sie ihn rasch; „aber gestatten Sie mir, daß ich Ihnen versichere: Mein Vater hat nie von einer Verbindung gesprochen, und wenn er einen darauf bezüglichen Plan gehegt, so würde er es nicht unterlassen haben, mich um meine Meinung zu befragen. Es ist wahr, der Verstorbene besaß der Eigenheiten manche und in seiner Melancholie, die ihn in letzter Zeit fast nie verließ, war er schweigsamer als je — aber, Herr Baron — erlauben Sie mir, daß ich mich offen ausspreche — ehe mein Vater über meine Hand verfügte, hätte er sicher mit mir berathen, denn er wußte, daß ich mir in keiner Beziehung einen Zwang auferlegen lasse. Brechen wir ab," bat sie in kalter Freundlichkeit; „die Grillen des Verstorbenen, und dazu zähle ich sein Heirathsprojekt, sollen die kurze Zeit unseres Beisammenseins nicht verkümmern."

Der Baron biß unter dem grauen Schnurrbarte die Lippen zusammen.

„Angelika," sagte er nach einer Pause, „ich habe mich mit dem angeregten Gedanken so vertraut gemacht, daß ich ihn nicht ohne Weiteres aufgeben kann ..."

„Onkel, Sie kennen meine Offenheit!" rief die junge Dame.

„Darum antworte mir ..."

„Ich antworte, ehe Sie fragen; bei aller Verehrung, die ich dem Andenken meines Vaters bewahre,

werde ich, selbst aus Rücksicht auf die Verwandtschaft, mich meiner freien Entschließung nicht begeben. Man nennt mich eine Amazone, ein Mannweib, ein sorgloses Wesen und was dergleichen Dinge mehr sind — nehmen Sie mich dafür — ich kann nicht heirathen!"

Der Baron warf verstohlen einen stechenden Blick auf seine Nichte, einen Blick, der mehr als Mißmuth über den fehlgeschlagenen Plan verrieth. Aber mit der Geschmeidigkeit des Weltmannes, der rasch die Verhältnisse zu fassen weiß, gab er seinem Gesichte den Ausdruck von Gutmüthigkeit wieder, die er bis jetzt zu zeigen bemüht gewesen war. Er lächelte, indem er sagte:

„Seltsames Kind, Du bist liebenswürdig in Deinen wunderlichsten Launen!"

Nun folgte eine lange Pause.

Nachdem der Baron einige Gänge durch den Saal gemacht, blieb er vor der jungen Dame stehen.

„Hat Dein Vater ein Testament hinterlassen, Angelika?"

„Ich weiß es nicht."

„Wenn er über seine Güter nicht verfügt hat, können Dir leicht große Unannehmlichkeiten erwachsen."

„Ich bin die einzige Erbin, bin mündig — woher sollen die Unannehmlichkeiten kommen? Wer kann mein Erbrecht anfechten?"

Der Baron zuckte mit den Achseln.

„Ich spreche nur eine Befürchtung aus — gebe Gott, daß sie unbegründet ist."

In diesem Augenblicke trat Gretchen, das Kammermädchen, ein; sie überreichte ihrer Herrin einen Brief, den sie in der Hand trug. Angelika zuckte leicht zusammen und ihre lilienblassen Wangen überflog eine matte Röthe, als sie die Adresse gelesen hatte. Der Baron, der scharf beobachtet, hatte es bemerkt.

„Verzeihung, Herr Onkel!" bat gemessen die Nichte.

„Ohne Zwang, mein liebes Kind!"

Sie las den Brief, der nur wenige Zeilen enthielt.

„Der Bote soll warten!"

Gretchen, eine zierliche, rothwangige Zofe, hüpfte aus dem Saale.

„Sie gestatten mir, daß ich diesen Brief, der eine Beileidsbezeugung enthält, beantworte. Er kommt mir von zu lieber Hand, als daß ich ihn, wie alle andern, nur lesen sollte."

Angelika grüßte mit der Würde einer Fürstin und rauschte aus dem Saale.

„Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn der Freiherr am Leben geblieben!" murmelte der Baron, der sich auf einen Sessel geworfen hatte. „Doch gleichviel, ist dieses Mannweib durch die Liebe nicht zu fangen, so muß ich zu den Mitteln meine Zuflucht nehmen, die ich gegen den Vater anzuwenden gekommen bin. Der Kampf

auf Leben und Tod mag beginnen — eine von den Parteien geht zu Grunde. Mein Schwager hat schlecht an mir gehandelt."

Er verschränkte die Arme und starrte sinnend auf den parquetirten Fußboden. Da öffnete sich leise die Thüre des Saales. Ein schwarzgekleideter Mann trat ein. Dieser Mann, klein und hager von Statur, hatte einen starken Kopf mit einer großen Glatze. Das spärliche Haar, das sich am Nacken zeigte, war schneeweiß wie die starken Brauen über den mit einer goldenen Brille bewaffneten Augen. Zwar zeigten sich eine Menge Runzeln in dem kleinen Gesichte; aber die Wangen waren voll und dunkel geröthet. Die breite, ebenfalls rothe Nase paßte vortrefflich zu den aufgeworfenen Lippen des breiten Mundes. War die Toilette dieses Mannes auch nicht nach der neuesten Mode, so verrieth sie doch Geschmack und eine peinliche Sauberkeit. Dieser Mann war der Gerichtsaktuar und Archivar des Rittergutes Ehrenstein, welche beiden Posten er schon zur Zeit des Großvaters Angelika's bekleidet hatte.

Als er den Baron erblickte, blieb er neben der Thüre stehen und blätterte in einer schwarzen Mappe, die er unter dem Arme getragen hatte. Dann machte er sich durch Husten bemerkbar.

„Ah! Herr Aktuar!" rief der Baron.

„Verzeihung, ich suche das gnädige Fräulein . . ."

Der Gerichtsmann verneigte sich fast bis zur Erde. Eine solche Elasticität hätte man seinem Rücken kaum zutrauen mögen.

„Leisten Sie mir Gesellschaft bis zur Rückkehr meiner Nichte."

„Zu viel Ehre für mich, gnädiger Herr!"

„Ich habe Sie stets als einen tüchtigen Juristen geschätzt — vielleicht werde ich bald Ihres Rathes bedürfen."

Der Baron streckte ihm freundschaftlich die Hand entgegen.

Korn, so hieß der Aktuar, war gerührt über diese Herablassung.

„Kann ich Ihnen irgendwie dienen, gnädiger Herr, so verfügen Sie über mich."

Der Edelmann sah ihn forschend an. Korn verstand diesen Blick.

„Wir sind allein!" murmelte leise der Baron.

„Fragen Sie, gnädiger Herr; ich werde antworten — da wir gerade allein sind."

„Hat mein Schwager ein Testament hinterlassen?"

„Ja."

„Wer ist zum Vollstrecker ernannt?"

„Der Graf von Hainbach."

„Also er!" flüsterte gedehnt und unangenehm überrascht der Baron.

Der kleine Mann trat dicht an den Sessel heran und flüsterte:

„Außer mir weiß Niemand, daß ein Testament existirt. Acht Tage vor seinem Tode trat der Freiherr in mein Arbeitszimmer. Er war so trüb gestimmt, daß ich mich vor ihm entsetzte. Zuerst mußte ich ihm Bericht erstatten über den Prozeß, der seit einem Jahre gegen Sie obschwebt. Er befahl mir, den gerichtlichen Verkauf des Gutes Waldenfels zu beantragen, was auch geschehen ist. Dann diktirte er mir sein Testament mit einer Seelenruhe, als ob es sich um das Programm zu einer Hochzeit handelte. Nachdem er das Testament unterschrieben und besiegelt, mußte ich es in meinem Archive deponiren. Ich hielt die ganze Geschichte für einen Erguß seiner Hypochondrie, kam den mir ertheilten Bestimmungen nach und schwieg. Acht Tage später ward der Freiherr vom Schlage getroffen und — das Testament liegt in meinem Archive. So eben wollte ich dem gnädigen Fräulein die pflichtschuldige Mittheilung machen."

„Der Graf ist mein Feind, er wird rücksichtslos gegen mich verfahren ...."

„Herr Baron," wisperte der Alte, „wie der Baron Ihnen, ist mir das Fräulein feindlich gesinnt."

„Warum?"

„Ich weiß es nicht. Hätte mich der Vater, der meiner bedurfte, nicht geschützt, die Tochter würde mich

längst zum Teufel gejagt haben. O, ich habe manche bittere Kränkung in dem letzten Jahre ertragen, habe manche Demüthigung verschmerzen müssen."

In diesem Augenblicke hörte man die Stimme Angelika's auf dem Corridor rufen:

„He, Bedienter, öffne mir die Thür!"

„Sie kommt!" sagte rasch der Baron. „Herr Aktuar, verschweigen Sie bis morgen das Vorhandensein des Testamentes."

„Aber die Verantwortung . . ."

„Ich nehme sie auf mich. Jeder ist sich selbst der Nächste."

„Es sei!" flüsterte Korn, indem er zurücktrat und die ehrerbietige Stellung eines unterthänigen Dieners annahm.

Die hohe Flügelthür ward geöffnet, und Angelika trat in den Saal. Als sie den Aktuar erblickte, stutzte sie. Dieser verneigte sich tief.

„Haben Sie Geschäfte mit dem Aktuar?" fragte sie, mit der zarten, weißen Hand auf den kleinen Mann deutend.

„Nein," antwortete der Baron.

„Gnädiges Fräulein, ich habe mir erlaubt, den Saal zu betreten, um nach Befehlen zu fragen, die Sie mir zu ertheilen für nöthig erachten könnten."

„Bleiben Sie in Ihrer Amtsstube; wenn ich Ihrer

bedarf, werde ich Sie rufen lassen. Uebrigens, Sie wissen es, sind mir Ihre Geschäfte verhaßt — wenden Sie sich an den Grafen von Hainbach, der in einigen Tagen hier eintreffen wird."

„Verzeihung, Sie sind die Erbin von Ehrenstein..."

„Fürchten Sie den strengen und klugen Grafen?"

„Ich fürchte nichts, als meine Pflicht zu verletzen, gnädiges Fräulein."

„Gehen Sie, gehen Sie!" rief Angelika, ungeduldig mit dem Fuße stampfend.

Korn ging, einen grimmigen Blick auf die Herrin schleudernd, die sich dem Baron näherte und stolz die Aeußerung hinwarf:

„Mir sind alle Aktenmenschen entsetzlich und dieser besonders."

„Warum dieser, der ein tüchtiger Jurist sein soll?"

„Weil er ein Schleicher, ein heimtückischer Charakter ist."

„Dein Vater schätzte ihn, mein Kind!"

„Eben deßhalb hasse ich ihn!" rief die junge Dame. „Ich hasse ihn gründlich."

Der Baron schwieg überrascht. Diese Worte gestatteten ihm den ersten Blick auf das Verhältniß, das zwischen der Tochter und dem verstorbenen Vater obgewaltet. Sollte sie die Habgier und die maßlose Strenge des Freiherrn verdammen?" Sollte sie in dem

Aktuar das Werkzeug desselben verabscheuen?" Dieß ließ sich bei dem stolzen, kalten und herrischen Charakter des Fräuleins kaum annehmen. Er beschloß zu sondiren. Noch ehe er die Frage aussprechen konnte, die ihm auf den Lippen schwebte, sagte Angelika, als ob sie eine Uebereilung wieder gut machen wollte:

„Die Gestalt dieses Menschen hat etwas Gnomenhaftes, ich möchte sagen, etwas Diabolisches, das abstößt. Ich mag ihn nicht leiden, obgleich ihn mein Vater geschätzt hat. Der Graf mag für einen andern Aktuar sorgen."

„Es ist wahr," sagte der Baron, „das Aeußere des Mannes ist nicht empfehlend, und wenn nur in einem schönen Körper eine schöne Seele wohnt, so läßt sich von dem Aktuar nicht viel erwarten. Da er aber so lange gedient hat . . ."

„Zu seinem Vortheile!" fuhr Angelika heftig auf. „Man sagt, dieser Korn besitze ein schönes Vermögen, an dem manche Thräne hafte. Wie er das Geld zusammengescharrt, weiß ich nicht . . ."

„Vielleicht mit Hülfe des Juden, der lange hier gewirthschaftet hat."

Angelika kniff die zarten Lippen zusammen, dann sagte sie, den aufkeimenden Groll unterdrückend:

„Es ist himmelschreiend, daß unser Familiengut sich so lange in den Händen eines Juden befunden hat.

Mein Großvater hat schlecht gewirthschaftet, und wäre mein Vater nicht ein sparsamer Mann gewesen, wir müßten uns heute noch mit einer Pachtung begnügen, während ein Jude sich auf dem Rittergute Ehrenstein, der Wiege meiner Vorfahren, brüstet. So habe ich mehr als ein Mal von meinem Vater gehört, der Tag und Nacht darauf sann, unser Stammschloß wieder zu erwerben. Es ist ihm gelungen, und was an mir ist, wird geschehen, um das reiche Erbe zu erhalten."

Dem Baron war es nicht möglich, das Gespräch über diesen Punkt, der ihn mehr als alles Andere interessirte, fortzusetzen, ohne indiscret zu erscheinen. Angelika lag, traurig gestimmt, in einem Sessel und beobachtete durch die offene Thür des Balkons den prachtvollen Sonnenuntergang. Hätte ihr Antlitz, das in diesem Augenblicke von einem matten Purpurlichte übergossen war, Seele und Leben gehabt, es würde zur Bewunderung hingerissen haben. Aber wie sie war, glich sie einer schönen, von Meisterhand gefertigten Büste, die kalt und regungslos in's Weite starrt.

„Sie besitzt kein Herz für die Bedrängnisse Anderer," dachte der Baron, „und in dem, was sie mir gesagt, liegt ihre Ansicht in Bezug auf meine Person ausgedrückt, denn ich darf wohl annehmen, daß sie mein Schuldverhältniß zu dem verstorbenen Vater kennt. Diese ist meine Feindin, der Aktuar muß mein Freund werden, weil er mir nützen kann."

Er verabschiedete sich unter dem Vorwande von seiner Nichte, sie in ihren Betrachtungen nicht stören zu wollen.

Zerstreuen Sie sich, so gut Sie können!" rief sie ihm nach. „Bei Tische sehen wir uns wieder."

4.

Leo.

Das Schloß lag ruhig, wie ausgestorben, als die Dorfuhr die zehnte Nachtstunde angezeigt hatte. Das große Thor war geschlossen, und aus keinem der vielen Fenster schimmerte ein Licht. Angelika hatte seit der Abendtafel, die um neun Uhr beendet gewesen, sich mit Lesen in ihrem Boudoir unterhalten. Kaum drangen die ersten Glockenschläge durch das offene Fenster, so warf sie einen dunkeln Mantel über die Schultern, löschte die Kerze aus, schloß das Gemach und eilte über den langen, finstern Korridor, bis sie eine Thür erreichte, deren Riegel sie so geräuschlos als möglich zurückschob. Ueber die Stufen einer schmalen Steintreppe gelangte sie in den Park. Der Mond war noch nicht aufgegangen, das matte Licht der Sterne webte in den Gängen, welche die Erbin von Ehrenstein flüchtig wie ein Schatten durchschritt. Sie kam bei der großen Fontaine an, die im monotoneu Rauschen ihren Wasserstrahl gegen den klaren

Nachthimmel emporschoß. Von hier aus verfolgte sie einen Seitenpfad, der durch die Akazienbüsche zu dem äußersten Gitter des Parkes führte. Eine kleine Thür in dem Gitter war bald gefunden und geöffnet. Draußen lagen die zu dem Schlosse gehörigen Saatfelder in stiller Pracht. Außer dem hellen Schlage einer Wachtel ließ sich kein Ton, kein Geräusch vernehmen.

Angelika beobachtete den Pfad, der sich zwischen dem Gitter und dem Felde hinzog. Hätte die Hand des Lesers den schwarzen Schleier der jungen Dame lüften können, so würde er in dem schönen, bleichen Gesichte derselben eine heftige Erregung, eine ängstliche Unruhe bemerkt haben, die sich steigerte, je länger die Lauscherin beobachtete. Zehn Minuten waren verflossen, der Harrenden eine lange Zeit. Ihr Unmuth machte sich durch einen tiefen Seufzer Luft. Das Stillstehen war ihr unerträglich, sie ging in dem schmalen Wege hastig auf und ab. Als die Dorfuhr halb elf schlug, blieb Angelika, erschöpft von der Aufregung, an der geöffneten Gitterthür stehen.

„Schon so spät!“ flüsterte sie. „Diese Rücksichtslosigkeit verdient eine Strafe.“

Sie trat in den Park zurück und wollte die Thür schließen. Schon bewegte sich der Schlüssel in der zarten Hand, als sie plötzlich wieder öffnete und auf den Weg hinaustrat.

„Vielleicht ist ihm ein Unglück geschehen!" sagte sie leise vor sich hin.

Sie lehnte an dem Steinpfeiler der Thür, als Hufschläge aus weiter Ferne durch die stille Nacht drangen. Angelika fuhr auf, warf den Schleier zurück und sah mit glühenden Augen nach der Richtung, aus der die Hufschläge eines galoppirenden Rosses erklangen. Gleich darauf ward ein Reiter sichtbar, dessen schnaubendes Pferd wie ein Pfeil das Gitter entlang schoß.

„Leo!" rief Angelika, als sie sah, daß der Reiter vorüberflog.

Leo kam zurück, das keuchende Roß am Zügel führend. Die hastige Eile des Reiters schien Angelika beruhigt zu haben, denn sie streckte ihm die Hand zum Gruße entgegen, die er mit Innigkeit an seine Lippen zog. Der junge Mann trug die Uniform eines königlichen Försters und an der Seite einen glänzenden Hirschfänger. Soviel sich in dem schwachen Dämmerlichte erkennen ließ, war Leo von schlanker, markiger Gestalt; krauses Haar schmückte sein mit einer Dienstmütze bedecktes Haupt, und ein zierlicher Schnurrbart das Gesicht.

„Ich habe Unglück mit meinem Pferde gehabt," begann er zu seiner Entschuldigung.

„Unglück!" wiederholte sie erschreckt.

„Unglück, an derselben Stelle, wo ich im vorigen Herbste mein höchstes Glück fand. Durch einen Schuß,

dessen Entstehung mir unerklärlich ist, ward das Pferd scheu; es bäumte sich, spottete aller Reitkünste und wählte sich eigenmächtig einen Weg, der mich, statt nach Ehrenstein, nach dem benachbarten Dorfe brachte, von wo ich im gestreckten Galopp soeben ankomme."

„Haben Sie Schaden genommen?" fragte Angelika hastig.

„Nein."

„Gott sei Dank!"

„Ich würde des Vorfalles nicht erwähnt haben, wenn ich die Verzögerung meiner Ankunft nicht entschuldigen wollte."

Er band den Zügel des erschöpften Pferdes an einen Stab des Gitters und trat zu der jungen Dame zurück, die allen seinen Bewegungen mit den Blicken gefolgt war.

„Leo," sagte sie, „jetzt stehe ich allein in der Welt."

„Die Nachricht von dem plötzlichen Tode Ihres Vaters hat mich tief erschüttert. Angelika, ich wiederhole mündlich meine Theilnahme, die ich Ihnen bereits schriftlich ausgedrückt habe."

Er bot ihr den Arm und Beide begannen auf dem schmalen Fußpfade einen Spaziergang. Der Mond stieg am äußersten Rande des Feldes empor und warf ein falbes Licht auf die herrliche Sommerlandschaft. Leo

fühlte, daß der runde Arm Angelika's leise erbebte. Als er ihr in das von dem schwarzen Schleier umflossene Gesicht sah, glaubte er Thränen an den langen, seidigen Augenwimpern zu erblicken. Er versuchte, die trauernde Tochter zu trösten.

„Ich danke Ihnen, Leo!“ flüsterte sie zurück. „Es war meinem Herzen Bedürfniß, Sie diesen Abend zu sehen und zu sprechen. Die Ceremonien der letzten Tage haben mich abgespannt, ich kann selbst sagen, mit einem Degout gegen die Menschen erfüllt, die sich bemühten, meine Trauer durch die abgeschmacktesten Trostgründe zu verscheuchen. Wie würden sie sich benommen haben, wenn ich nicht die reiche Erbin gewesen wäre, die ich bin? Es hat selbst an einem Heirathsantrage nicht gefehlt.“

„Das ist mehr als kühn!“ rief Leo. „Wer hat es gewagt, Sie mit diesem Antrage zu beleidigen?“

Angelika erzählte die Unterredung, die sie mit ihrem Onkel gehabt.

„Ich verschweige Ihnen nichts,“ schloß sie, „damit Sie den Besuch des Lieutenants von Waldenfels zu deuten wissen, wenn Sie ihn durch eine dritte Person erfahren sollten.“

Nun theilte sie auch die Antwort mit, die sie dem werbenden Vater gegeben.

Der junge Mann blieb stehen und sah ihr in das

vom Monde freundlich erhellte Angesicht. Angelika war schön, wunderbar schön in der Erregung, die zu unterdrücken ihr die Kraft fehlte. Ihre Züge hatten sich belebt, das sonst so brennende Auge schwamm in einem feuchten Glanze und die feinen Lippen zuckten leise.

„Angelika,“ sagte Leo ruhig und fest, „ich fühle, daß ich die Frage, zu der mich Ihre Mittheilungen provoziren, nicht aussprechen kann, ohne unter den so rasch eingetretenen Verhältnissen das Herz der Tochter zu verletzen; aber ich spreche sie dennoch aus, weil mich ein Drang dazu treibt, den Sie erkennen und würdigen werden. Sie haben mich so oft den Retter Ihres Lebens genannt . . .“

„Ich werde Sie stets so nennen, mein lieber Freund!“

„Nein, was ich gethan, ist die Pflicht eines jeden Mannes. Angelika, ich bin reich, überschwenglich belohnt durch die Freundschaft, die Sie mir erzeigen! Ich habe Sie oft bewundert, wenn Sie auf feurigem Rosse durch Wald und Flur sprengten; ich habe mich stets darnach gesehnt, mit Ihnen reden und an Ihrer Seite sein zu können, da Sie allein Ihre Spazierritte machten — ein Zufall, der freilich unglücklich für Sie hätte ablaufen können, lenkte Ihre Aufmerksamkeit auf mich, und Sie gewährten mir die Gunst, Sie begleiten zu dürfen. Sie wußten, daß unsere Väter die erbittersten Feinde waren — trotzdem ward unsere Freundschaft so innig, daß wir

uns heute in der geheimnißvollen Nacht sprechen, im verschwiegenen Felde — Angelika, das weiß mein Herz zu schätzen, und ich gestehe gern ein, daß ich den Muth hatte, mir die Rolle Ihres Freundes zuzutrauen, deren Ausführung Sie mir übertragen."

„Muth? Muth?" flüsterte sie verwundert.

„So nenne ich es."

„Gehört denn Muth dazu, mit mir einen freundschaftlichen Umgang zu pflegen? Leo, Sie sprechen unbedacht!"

„Allerdings gehört Muth dazu, eine Freundschaft zu pflegen, die sich leicht in eine hoffnungslose Liebe umwandeln kann."

Er fühlte, daß Angelika's Hand in der seinigen heftig zuckte.

„Leo!" flüsterte sie, aber wie es schien, freudig bestürzt. „Und heute berühren Sie diesen Punkt, heute, am Begräbnißtage meines Vaters?"

Dieser Vorwurf ward mehr wehmüthig, als im Tone des Tadels gesprochen.

„Ich wußte es, daß es so kommen würde," entgegnete Leo; „ich habe es Ihnen ja im Voraus gesagt. Sie wollen nie Ihre Hand einem Manne schenken. — Brechen wir ab, Angelika; es ist gut, wenn wir uns nicht wiedersehen."

„Und das nennen Sie Muth?" rief Angelika, die

Kälte erkünstelnd, die sie stets zu zeigen bemüht war. Ein spöttischer Zug legte sich um ihren Mund, als sie hinzufügte: „Ich bin nur ein Weib, habe mich aber derselben Gefahr ausgesetzt, vor der Sie zurückweichen. Gestatten Sie mir, daß meine Freundschaft an Ihren Stolz appellirt.“

„Das wäre allerdings eine rigorose Instanz.“

„Und gehen wir noch weiter,“ fuhr sie mit erregter Stimme fort. „Gelte ich Ihnen denn so wenig, daß Sie sich so leicht von mir trennen können? Jetzt bin ich Herrin meines Willens und Handelns, Niemand hat ein Recht, Rechenschaft von mir zu fordern — Leo, bleiben Sie, verlassen Sie mich nicht — ich stehe allein, ganz allein in der Welt! O, mein Gott, wie kalt Sie bleiben! So sind die Männer in ihrem unbeugsamen Uebermuthe! Sie wollen gehen, und haben noch nicht einmal mein Herz gefragt? Das ist, Herr Leo von Delmen, eine Ungerechtigkeit, die Sie an sich selbst begehen, wenn Sie mich lieben, und eine Perfidie an der Freundin, die Ihnen ihr ganzes Vertrauen geschenkt hat.“

„Nun, so mögen denn die trügerischen Schranken fallen, die ein unnatürliches Verhältniß gezogen hat — Angelika, ich habe Sie lange, lange geliebt!“

Sie flüsterte zitternd an seiner Wange:

„Den Vater habe ich verloren — den Mann meiner Liebe habe ich gefunden!“

„O, Angelika!“

„Wähnen Sie nicht, Leo, daß ich zu feig bin, dem Leben die Stirn zu bieten — aber Sie haben mich gelehrt, daß ich ein Weib bin, und daß es außer der Welt des Verstandes auch noch eine Welt des Herzens giebt, die eigentliche Heimath des Weibes. Ich habe mich nie recht glücklich gefühlt, so lange ich die Grundsätze meines Vaters befolgte, die einem Manne angemessen sein mögen —“

„Und bist Du heute glücklich, Angelika?“

Statt der Antwort bot sie ihm den reizenden Mund zum Kusse.

„Und wir haben uns mit albernen Theorien gequält!“ rief Leo nach einer Pause.

„Genug, genug, sprich nicht mehr davon!“

Leo sah mit Stolz auf das schöne Weib, daß in glühender Liebe an seiner Brust lag. Nach einer Viertelstunde traulichen Beisammenseins trennten sie sich mit dem Versprechen, allabendlich um die zehnte Stunde sich zu sehen. Leo sprengte dem eine Stunde entfernten Forsthause zu, das sein Vater, der königliche Oberforstmeister, bewohnte. Kaum hatte Angelika die Gitterthür geschlossen, und sich in dem Wege, der nach dem Schlosse führte, verloren, als die Gestalt eines Mannes aus dem Fliederbusche hervortrat, der sich mit seinem dichten Laube an die Stäbe des Gitters lehnte.

Es war Korn, der Aktuar.

„Ein süßes, kostbares Geheimniß!“ murmelte er vor sich hin. „Das kalte, stolze, männliche Fräulein schmachtet in den Fesseln der Liebe zu einem blutarmen Edelmanne, den ich mit einem Streiche, mit einem Worte vernichten kann! Eine unbezahlbare Entdeckung! Der widerwärtige Aktuar, der Gnome, der Teufel hält die Fäden Ihres Geschicks in Händen, meine reizende Herrin! Bis jetzt haben Sie mich gemißhandelt, wie einen Jagdhund, der nach langer Hetze untauglich geworden ist — nun aber werden Sie mich achten und fürchten lernen. In der Geschichte Ihrer Familie sind schwarze Blätter, die ich vernichten oder aufschlagen kann, je nachdem ich es für gut befinde. Ich fürchte den gestrengen Grafen von Hainbach nicht — sehen wir zu, wer Ehrenstein verläßt, dieses fluchbeladene Gut: die übermüthige Erbin oder der Gnome!“

Langsam ging er durch die Wege, bis er das Treibhaus erreichte, dessen große Fenster im Mondlichte blitzten.

„Hier hat das große Drama begonnen,“ murmelte er — „es ist wahrscheinlich, daß es hier schließen wird.“ Der kleine Mann betrat lächelnd seine Wohnung, die sich neben der Amtsstube befand.

5.

Mutter Rose.

Am äußersten Ende des Dorfes Ingelrode lag neben einem kleine Teiche ein Häuschen, das sich vor den Nachbarhäusern durch Reinlichkeit und Ordnung auszeichnete. Es bestand aus einem Erdgeschosse, hatte weiß angestrichene Wände, helle Fenster und ein Dach, das mit rothen Ziegeln gedeckt war. An der Giebelseite breitete sich ein Gärtchen aus, das sorgfältig mit Gemüse bepflanzt war. Aber auch die Blumen fehlten nicht: bunte, duftende Streifen bildeten die Einfassung der schmalen Wege. Eine niedere Weißdornhecke schloß die freundliche Besitzung ein. Hier wohnte Frau Selter, die Witwe des verstorbenen Schulmeisters, mit ihren vier Kindern, von denen Anna, die wir am Fenster der Mutter Rose kennen gelernt, das älteste war. Vermögen hatte der Schulmeister nicht hinterlassen, seine Familie würde in die bitterste Noth gerathen sein, wenn die Witwe das Häuschen, den Garten und einige Morgen Ackerland nicht von ihrem

Bruder geerbt hätte, einem Dorfkrämer, der acht Tage nach dem Tode des Schulmeisters das Zeitliche gesegnet. Frau Selter betrieb nun einen kleinen Handel mit Zucker, Kaffee, Tabak, Schwefelhölzchen und Häringen, bebauete ihren Acker und erwarb so viel, daß sie ihre Kinder ernähren und erziehen konnte.

Dem Häuschen gegenüber, getrennt durch den Teich und einen großen Platz, erhoben sich die Gebäude eines der größten Ackerhöfe des Dorfes, dessen Besitzer als ein stolzer und streitsüchtiger Mann gefürchtet ward. Auch die Bauern haben ihre Aristokratie, und zu dieser gehörte der alte Engel, ein zwar rechtschaffener, aber halsstarriger und hochfahrender Mann. Schon vor einigen Jahren hatte sein Stolz einen empfindlichen Stoß erlitten — er wollte Ortsrichter werden, aber die Bauern, die ihn haßten und fürchteten, wählten den ruhigen, umsichtigen Krämer, den Schwager des Schulmeisters, und Engel ward verspottet. Seit dieser Zeit haßte er die ganze Familie seines Rivalen, und war dieser auch längst todt, er übertrug seine Feindschaft auf die Witwe Selter, deren schmuckes Häuschen er nicht ansehen konnte, ohne daß er einen Fluch zwischen den Zähnen murmelte. Der Prozeß, den der Freiherr gegen ihn erhoben, hatte ihn zum vollendeten Menschenfeind gemacht, er lebte still für sich und wies Jeden rauh ab, der es wagte, ihn anzureden. Der Haß trennte den Ackerhof von dem beschei-

denen Häuschen der Witwe, aber die Liebe hatte still einen goldenen Faden gewoben, der die feindlichen Partheien heimlich vereinte.

Es war noch früh, der Morgen dämmerte schwach herauf, als Andreas, der fünfundzwanzigjährige Sohn des alten Engel, aus dem hohen ummauerten Thor des Hofes trat und nach dem Häuschen hinüberlugte, dessen Thür und Fensterladen die geschäftige Witwe öffnete. Aus dem niedern Schornsteine wirbelte eine helle Rauchsäule empor.

Andreas war der stattlichste Bursche des ganzen Dorfes und die Töchter der reichen Bauern sahen ihn gern. Aber keine von allen konnte sich einer Aufmerksamkeit von ihm rühmen, denn keine von ihnen war so anmuthig, frisch, lebendig und liebenswürdig als Anna, die er schon lange im Stillen liebte. Wie Anna, wenn sie zur Kirche ging, kleidete sich selbst die reichste Erbin nicht — die Schulmeisterstochter machte nicht so großen Staat, sie trug weder Gold- noch Silberschmuck; aber das schlichte, geschmackvolle Mieder stand ihr so wunderschön und der kleine Blumenstrauß am Busen, der bei keinem Kirchgange fehlte, verlieh ihr in Andreas' Augen einen höhern Reiz, als die schweren Ketten, mit denen sich die reichen Bauernmädchen brüsteten. Und Anna liebte ihn wieder, sie hatte es ihm gestanden und ewige Treue gelobt. Wie glücklich wäre der gute Bursche gewesen, wenn er dem Vater sein süßes Geheimniß hätte eröffnen

können. Aber er durfte es nicht wagen an dem Häuschen vorüberzugehen, ohne sich eine barsche Mahnung des Alten zuzuziehen, der nicht einmal eine scheinbare Annäherung dulden wollte. Die Witwe, der nach dem Tode des Krämers gewählte Ortsrichter, ein freundlicher, leutseliger Landmann, und die Herrschaft auf dem Rittergute waren die Gegenstände seines glühendes Hasses. Als er den plötzlichen Tod des Freiherrn gehört, hatte er mit großer Bitterkeit geäußert: „Dieser Mensch ist viel zu gut gestorben!"

Das Alles wußte Andreas, und Niemand kannte den Vater, der eine Beleidigung oder Zurücksetzung nie vergessen konnte, besser als er. Mit trübem Sinnen hatte er lange an der großen Pappel gelehnt, die neben dem Thore stand; da fuhr er plötzlich auf, ergriff seinen Spaten und ging rasch um den Teich. Er hatte Anna gesehen, die, einen Rechen tragend, aus der Hausthür getreten und hinter dem Häuschen verschwunden war. Diese flüchtige Erscheinung war jedem Andern, nur nicht dem Liebenden entgangen. Die Glocke auf dem Kirchthurme schlug vier, als Andreas durch die stillen Dorfgassen eilte, über einen Graben sprang, sich an einem hohen Zaune hinschlich und nach wenig Minuten eine von Bäumen eingeschlossene kleine Wiese erreichte, an deren Rande sich ein schmaler Fußpfad fortwand. In dem Augenblicke als Andreas von der einen Seite diesen

versteckten Kamp betrat, erschien Anna in der Lichtung des Zaunes, die man als Thür benützte.

Sie standen sich einander gegenüber, verlegen, erröthend, zitternd. Der erste Schein des glühenden Morgenrothes drang durch die vollen Zweige der hohen Ulmen, die wie ein Kranz die kleine üppige Wiese zierten. Wie schön, wie rosig frisch war Anna! Sie trug zwar nur die gewöhnlichen Alltagskleider, aber es lag in der schlichten, ländlichen Toilette ein Zauber, der von der Person selbst ausgeht. Das üppige braune Haar lag glatt gescheitelt über der Stirn, die mit mädchenhafter Eitelkeit vor dem bräunenden Strahle der Sonne bewahrt wurde. Ein Tuch von schneeweißem Linnen bedeckte züchtig Hals, Schultern und Busen. Das Mieder, obwohl leicht angelegt, zeichnete die schlanke, elastische Taille ab. Das Röckchen von gestreiftem Drell reichte bis auf die Füße herab, die mit blauen Strümpfen und blanken Schuhen bekleidet waren. Aus den aufgerollten Aermeln des saubern Hemdes sah rund und frisch der schöne Arm hervor.

„Guten Morgen, Anna!“ sagte Andreas.

Sie legte ihre Hand in die seinige, die von der Arbeit rauh und hart geworden.

„Ich habe Dich an dem Thore gesehen, Andreas. Nothwendige Arbeit treibt mich nicht so früh in das Feld — ich habe einen Vorwand gesucht . . .“

„Und mir war, als ob Du diesen Morgen auch ohne Verabredung kommen möchtest, weil mir Etwas schwer auf dem Herzen liegt, das ich nicht allein tragen kann."

„Was ist es denn?" fragte Anna halblaut, denn die Angst schnürte ihr die Brust zusammen.

„Mein Vater ist gestern in der Stadt gewesen."

„Nun?"

„Er hat schlimme Nachrichten mitgebracht"

„Von wem denn?"

„Von dem Gerichte. Wir werden unsern schönen Ackerhof wohl verlieren."

„Herr, mein Gott!" stammelte Anna. „Andreas, ich begreife nicht, wie das möglich ist. So lange ich denken kann, wohnt Dein Vater in dem Hofe, und wenn er nicht ein Recht dazu hätte. . . ."

„Das habe auch ich gedacht, und mein Vater hat stets geglaubt, den Prozeß zu gewinnen — es ist nichts damit, der Freiherr, Gott habe ihn selig, hat uns um unser ganzes Vermögen gebracht."

„Wie ist denn das nur möglich?" fragte Anna unter Thränen.

Andreas schüttelte traurig den Kopf.

„Den richtigen Zusammenhang," antwortete er, „kann ich Dir nicht sagen, da mein Vater über solche Dinge nicht mit mir spricht; ich weiß nur, daß unser Hof früher zu dem Rittergute gehörte, daß mein Vater

ihn gepachtet und später gekauft hat. Aber wie es nun auch sein mag, mein Vater hat alle Hoffnung verloren. Gestern Abend hörte ich ihn meiner Mutter sagen: Unser ganzes Vermögen reicht nicht zu, das zu bezahlen, was man fordert, und darum wird man unsern Hof verkaufen. Anna, wenn das geschieht, bin ich arm, ganz arm, ich muß mich als Knecht bei andern Bauern vermiethen."

Anna trocknete mit der Schürze die Thränen, die in ihren großen braunen Augen erschienen.

„Was soll denn da aus uns werden?" flüsterte sie kaum hörbar.

„Deine Mutter wird ihre Tochter einem Knechte nicht zur Frau geben, dazu ist sie zu stolz. Und ich kann es ihr auch nicht verdenken — der fleißigste Ackerknecht verdient blutwenig."

Lange sahen sie sich einander mit thränenden Augen an.

Anna gewann zuerst die Sprache wieder.

„Andreas," sagte sie hastig, „ich lasse nicht von Dir, und wenn Dein Vater keinen Stein von seinem Ackerhofe behält."

„Anna!" rief in großer Erregung der junge Mann. „Das habe ich von Dir wohl erwartet, aber ich wollte doch Gewißheit haben, es ließ mir keine Ruhe — ich will ja gern arbeiten. . . ."

„Und ich arbeite mit, das versteht sich von selbst. Andreas, wenn ich Alles bei Lichte betrachte, so ist es

wohl sehr traurig, wenn man mir nichts dir nichts um einen schönen Ackerhof kommt; aber ich glaube, wir haben dabei gewonnen."

„Gewonnen?"

„Ja! ja!"

„Wie ist das möglich?"

„Ach, begreifst Du denn noch nicht?"

„Nein."

„So oft ich die großen und stattlichen Gebäude Eures Hofes aus meinem Fensterchen betrachtete, so oft ward mir so weh und bange um's Herz, daß ich weinen mußte. Und wenn Dein Vater Sonntags mit der langen Pfeife in die Pforte trat, dann hatte ich gar keine Hoffnung mehr, dann kam ich mir so arm, so unbedeutend vor — wie gesagt, Andreas, ich hielt es nicht für möglich, daß ich Deine Frau werde, daß ich jemals in das schöne Gut ziehen könne. Jetzt ändert sich die ganze Sache: Du bist arm, ich bin arm, und Dein Vater, für den wir gemeinschaftlich sorgen wollen, wird mich nicht stolz zurückweisen. Mit meiner Mutter will ich schon fertig werden; wenn sie sieht, daß ich ohne Dich nicht leben kann, wird sie schon einwilligen. Freilich, Deinem armen Vater wird es zu Herzen gehen, während wir uns freuen; aber die Sache ist einmal so, und wir können nichts daran ändern. Hier ist meine Hand — ein Anderer als Du bekommt sie nicht. Aber, Andreas, bleibe mir

auch eben so treu, wenn die Befürchtungen Deines Vaters nicht eintreffen sollten. . . ."

„Um Gotteswillen, wie kommst Du auf diesen Gedanken! Anna, liebe Anna, mir liegt an dem Ackerhofe nichts — ich wollte nur, daß Du recht reich und glücklich werden solltest. Wenn ich Dich habe, kümmere ich mich um die ganze Welt nicht."

Sie küßten sich verschämt und trennten sich. Andreas ging zu den Arbeitern auf das Feld, Anna schlüpfte durch den Zaun, um zu der Wiese zu gelangen, weil sie doch einmal der Mutter gesagt hatte, daß sie nach dem Heu sehen wollte. Dort machte sie sich rasch an die Arbeit. Kraftvoll von Natur, wie sie war, kannte sie keine Schlaffheit. Ihre Stirn beugte sich nicht unter der Last des Gedankens, der sie beschäftigte, ihr Aeußeres verrieth die innere Aufregung nicht. Wie in dem harten Kiesel zu unseren Füßen der Funke verborgen liegt, der, geweckt, emporsprüht, so hatte in dem Herzen Anna's ein mächtiges Gefühl geschlummert, ein Heroismus, der sich in der Zeit der Noth bewähren wollte. Der arme Andreas war ihr lieber als der reiche. Sie bemitleidete selbst den stolzen Engel, obgleich er sie und ihre Mutter haßte. Jetzt konnte sie beweisen, daß dieser Haß ein ungerechter war, und daß sie nicht nach dem reichen Bauernsohne strebte, wie es den Anschein haben mußte. Anna war eine ohne künstliche Pflege

emporgewachsene Blume, und eine solche trägt ihren Duft und ihre Güte in sich.

Die reinste, uneigennützigste Liebe hatte den Weg zu Anna's Herzen gefunden, das jetzt, da ein gewaltiges Hinderniß beseitigt schien, hoffnungsvoll unter der rauhen Hülle schlug, ein echtes Frauenherz mit Muth und Entsagung. Ihr fester, ihr theuerster Wunsch, der sich stets erneuerte und Alles bekämpfte und beseitigte, war der, das Weib ihres Andreas zu werden. Sie weinte und betete und schwelgte in dem Gedanken an ihr Glück.

Die Sonne stieg majestätisch empor, als Anna die Arbeit vollendet hatte. Sie warf ihr Tuch über den Kopf und trat den Rückweg an.

Nach einigen Minuten blieb sie stehen, als sie das Armenhaus durch die Bäume schimmern sah.

„Mutter Rose!" flüsterte sie. „Was soll nun aus der armen Alten werden? Sie wird doch wohl in dem traurigen Hause sterben müssen."

Sie griff an die Tasche ihres Rockes. Als sie einige harte Gegenstände fühlte, änderte sie die eingeschlagene Richtung und verfolgte rasch den Weg nach dem Armenhause, das sie bald erreichte. Da saß das Mütterchen, an dem offenen Fenster arbeitend mit den dicken Stricknadeln, die Hornbrille auf der Nase. Die warme Morgensonne schien in ihr von Blumen duftendes Fenster. Anna grüßte flüchtig und sagte:

„Heute muß ich Euch sprechen, Mutter Rose!“

„Kommen Sie herein, liebes Kind!“ antwortete lächelnd die Alte. „Meine beiden Hausgenossen sind schon aufgestanden.“

Die Bäuerin eilte nach dem Giebel.

Wachtel und Jeuker saßen unter der Linde.

„Ah,“ rief der Schneider, „das Jüngferchen kommt heute früh! Hat es denn so große Eile?“

„Kümmert Euch nicht um mich!“

„Ueber die schnippische Schulmeisterstochter! Ja, das ist ein gelehrtes Frauenzimmer, es kann Briefe schreiben. Wird bald nicht mehr nöthig sein, mit dem reichen Engel ist es aus, rein aus!“

Anna blieb stehen.

„Was wollt Ihr damit sagen?“ fragte sie überrascht, denn zu erschrecken, daß ihr Geheimniß verrathen sei, brauchte sie nicht mehr — wenigstens glaubte sie es.

„Nichts, Jüngfernchen, nichts; aber denke sie auch einmal an uns, wenn sie die Tasche voll Zucker und Kaffee hat. Die Krämerin soll nichts erfahren.“

„Jeuker, Ihr seid ein schlechter Mensch! Und das rathe ich Euch, plagt Mutter Rose nicht oder ich mache Anzeige bei dem Dorfrichter. Ob ich mit leeren oder vollen Taschen komme, kann Euch gleich sein. Unverschämten Leuten gibt man nichts.“

Nachdem sie diese Worte drohend gesprochen, sprang

sie über die hohe Schwelle in das Haus. Sie durchschritt die mit dumpfer Luft angefüllte Wohnstube, den widerwärtigsten Aufenthalt, der sich denken läßt, und trat in das reinliche, freundliche Kämmerchen der Alten, die ihr zum Willkommen beide Arme entgegenstreckte. Anna legte zwei kleine Pakete mit Zucker und Kaffee auf den Tisch.

„Euer Vorrath wird wohl zu Ende sein, mein liebes Mütterchen. Ich wollte gestern Abend schon kommen, aber es war mir leider unmöglich.“

„Anna,“ sagte die Alte, als ob sie sich dankbar beweisen wollte, „diesen Mittag gehe ich in den Ackerhof.“

„Geht nicht, geht nicht!“

„Warum denn?“

„Der alte Engel ist heute kein Mensch, er hat schlimme Nachrichten aus der Stadt mitgebracht. Ich denke mir wenigstens, daß er Jeden, der kommt, grob behandeln wird.“

Mutter Rose horchte hoch auf.

„Schlimme Nachrichten?“ fragte sie.

„Ihr sollt Alles wissen, mein liebes Mütterchen, Alles; Ihr habt mich getröstet, wenn ich weinte, Ihr sollt Euch nun auch mit mir freuen. Aber dann sagt mir auch, was Ihr von der ganzen Geschichte denkt. Warum soll ich sie Euch denn verschweigen, da sie doch bald bekannt werden wird.“

Anna kauerte sich auf der Fußbank vor dem Mütterchen nieder und erzählte nun hastig, was sie diesen Morgen von Andreas erfahren und mit ihm beschlossen hatte. Mit steigender Aufmerksamkeit hörte Mutter Rose zu. Als das junge Mädchen zu Ende war, fragte sie höchlich erstaunt:

„Das Gericht will den alten Engel von dem Hofe treiben?“

„Weil es der verstorbene Freiherr gefordert hat. Der Prozeß ist schon lange im Gange.“

„Ich habe nichts davon gewußt. Der Freiherr hat nicht gut gehandelt!“ fügte die Alte kopfschüttelnd hinzu. „Das ist mehr als unbillig, das ist hart, grausam. Ueber die verblendeten Menschen! Da verbittern sie sich das Leben des Geldes wegen, und können doch nichts mitnehmen, wenn der Tod sie abruft. Der Freiherr ist mit einer Schuld mehr in die Grube gefahren; ich will für den armen Mann beten, will Gott anflehen, daß er mit dem Verblendeten nicht in's Gericht gehen möge. Engel ist ein Starrkopf, ein stolzer, grober Mann, aber ich kenne ihn und weiß, daß er eine Unredlichkeit nicht begangen hat.“

„Der Meinung bin ich auch!“ rief Anna.

Die alte Frau blickte starr vor sich nieder. Dann griff sie mit der zitternden Hand an die Stirn, als ob sie gewaltsam die schlummernde Erinnerung wecken oder

eine Gedankenverbindung herstellen wollte. Ihr großes Auge, das trotz des Alters noch hell und klar war, verrieth die Anstrengung, mit welcher der Geist eine rasche Thätigkeit begonnen hatte.

„Viktor ... der Jude ... der junge Aktuar, der ankam ... ich muß mich besinnen!“ flüsterte sie ganz leise vor sich hin. „Es war die Rede davon, daß Engel ... ich brauche Zeit, um das Alles zusammenzustellen. Nein, das kann es doch wohl nicht sein ... wenn ich nur wüßte, wo das Papier ...“

Sie schwieg und sah über die Brille hinweg auf ihren Schooß.

„Was für ein Papier?“ fragte die staunende Anna. „Mutter Rose, Ihr sprecht so seltsame Dinge ...“

Die Alte fuhr auf aus ihrem Nachsinnen.

„Ich will mit dem Fräulein sprechen, heute noch. Es wird gut sein, wenn ich sie an gewisse Dinge erinnere, die ich weiß. Vielleicht dankt sie es mir, daß ich ihr Gelegenheit gebe, eine gute That zu vollbringen. Aber Anna, ich fordere ein Versprechen von Ihnen.“

„Was soll ich Euch versprechen?“

„Daß Sie weder dem alten noch dem jungen Engel sagen, was ich unternommen habe. Später mögen sie Alles wissen, jetzt dürfen sie nichts erfahren. Sehen Sie, mein Kind, ich handle mit gutem Vorbedacht: wenn Andreas den Ackerhof bekommt, so können sie für mich

sorgen und ich brauche nicht in dem Armenhause zu sterben. Engel wird schon einwilligen aus Dankbarkeit."

Anna fragte besorgt:

„Glaubt Ihr denn, daß das Fräulein sich dazu verstehen wird?"

„Ja."

„Das sind böse Aussichten für mich."

„Wie so?" fragte verwundert das Mütterchen.

„Bleibt der alte Engel ein reicher Mann, so kann ich nicht für ihn sorgen und arbeiten, und Andreas darf mich nicht heirathen. Und seht Ihr, Mütterchen," fügte sie traurig hinzu, „dann wird es auch mir nicht gegönnt sein, Euch in Euren alten Tagen zu pflegen; Engel nimmt Euch in den Ackerhof, den Ihr ihm erhalten habt, und mich, die arme Tochter des Schulmeisters, den er stets gehaßt, wird er verstoßen. Das ist das Ende vom Liede, und kein anderes."

Die Alte war aufgestanden und trippelte verlegen aus einer Ecke des Stübchens in die andere.

„Das ist wohl wahr! Das ist wohl wahr!" murmelte sie. „Da fällt mir was ein. Engel muß glauben, daß Sie ihm Gutes erwiesen haben! Der Tausend, eine Schwiegertochter, die ihm das ganze Vermögen erhält, wird er wohl anerkennen. Ja, das soll geschehen, so wahr ich hoffe, aus diesem traurigen Hause zu kommen. Mein Aennchen wird mich nicht vergessen, wenn

5*

es ihr wohl geht. Es ist zwar einmal so in der Welt, daß die Menschen ihre Retter und Wohlthäter bei Seite schieben, wenn sie sich über alle Berge glauben — aber Sie sind brav und gut, auch der Andreas ist es. Gehen Sie zu dem Fräulein, das jetzt die Herrin auf dem Schlosse ist ...“

Anna setzte wenig Vertrauen in die gute Absicht der Armenhäuslerin — wie konnte auch eine arme Frau, die kümmerlich von den Wohlthaten einer Dorfgemeinde lebte, wie konnte eine Bettlerin, die man mitten im Winter halb erfroren auf der Landstraße gefunden, auf die stolze Gebieterin von Ehrenstein so einwirken, daß sie den trotzigen Engel im Besitze des Gutes ließe, da schon das Gericht ihn dessen für verlustig erklärt. Das wollte dem gesunden Sinne der Bäuerin nicht einleuchten. Sie hielt Mutter Rose, die gern aus dem Armenhause wollte, für altersschwach und ihren Plan für eine Chimäre.

„Was soll ich denn dem Fräulein sagen?“ fragte sie.

„Ja, das ist es eben!“ rief die Alte, ihren trockenen Zeigefinger bedächtig emporhebend. „Aber ich werde schon Etwas ersinnen, lassen Sie mir nur Zeit. Gegen Abend kommen Sie wieder zu mir, und Sie werden erfahren, was Sie dem Fräulein sagen müssen, damit sie dem Engel das Gut läßt.“

„Nun so will ich gehen und wiederkommen. Die Mutter wird nicht wissen, wo ich so lange bleibe.“

Anna verließ das Stübchen.

Draußen an dem offenen Fenster hatte der Schneider gelauscht; er schlich mit gekrümmtem Rücken an dem Hause hin und saß ruhig auf der Bank unter der Linde, als Anna, ohne zu grüßen, vorüberging. Wachtel lag mit dem Kopfe auf dem Tische und schlief. Jeuker stieß ihn an. Brummend richtete sich Wachtel auf.

„Was gibt's?"

„Wir müssen auf die Alte achten, die wahrscheinlich bald ausgehen wird. He, Freund, ich habe es immer gesagt, daß hinter der Etwas steckt."

Die Aufmerksamkeit der beiden Armenhäusler richtete sich auf einen Mann, der von der Fahrstraße abging und sich der Linde näherte.

„Das steht fest," wisperte der Schneider.

„Was denn?" murmelte Wachtel, dessen Sinne der Schlaf noch umnebelte.

„Dieser Alte in dem grauen Rocke ist ja der Fremde, der sich in der Schenke einquartirt hat."

„Er kommt zu uns."

„Da bin ich doch neugierig!"

Der Fremde zog seinen Hut. Ein kahler Scheitel mit wenig weißen Haaren, die sich an den Schläfen und im Nacken kräuselten, ward sichtbar. Sein von der Sonne verbranntes Gesicht war hager und abgezehrt. Der kurze, weiße Bart gab ihm ein schmutziges Ansehen.

Die Kleidung, die er trug, war ärmlich und verrieth, daß sie oft Wind und Wetter ausgesetzt gewesen. Daß sie mit einer besonderen Sorgfalt gepflegt ward, ließ sich nicht verkennen.

„Ich suche Anton Jeuker," sagte er mit einer tiefen Baßstimme.

Der Schneider fuhr empor wie von der Tarantel gestochen.

„Das bin ich, das bin ich! Wer sind Sie? Was wollen Sie?"

Der Fremde lächelte melancholisch.

„Ich glaube schon, daß Ihr mich nicht wiedererkennt — Johann Schlotter ist alt und grau geworden."

Jeuker schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Gerechter Himmel, das wäre der schmucke Jean, der Kammerdiener des alten Freiherrn? Laßt Euch beschauen, Freund — ich glaube es nicht, kann es nicht glauben."

Und während er den Alten bei den Schultern ergriff und hin und her drehte, fügte er geschwätzig hinzu:

„Das Alter allein kann Euch nicht so zugerichtet haben, das ist nicht möglich — es muß Euch recht schlecht ergangen sein — wahrhaftig, das ist der Johann — ich sehe es an der Nase! Freund, im Dorfe wird Euch wohl Keiner erkennen. Umarmen wir uns! So! Wie freut es mich, daß ich den Sohn meines alten Lehrmei-

sters noch einmal sehe — ich wollte, ich könnte was für Euch thun — aber wenn man im Armenhause ist — Ihr habt doch nicht etwa auch Lust?" —

Er deutete mit der Hand auf das Haus.

„Nun," entgegnete Johann, „wenn mich die Gemeinde nicht abweist, würde ich mir das Obdach, so ärmlich es auch ist, schon gefallen lassen."

„Ihr seid ein Kind des Dorfs . . ."

„Aber ich bin so lange in der Fremde gewesen, daß ich keine Heimathsrechte mehr habe."

Die drei Männer saßen auf der Bank. Der Schneider drückte noch mit der ihm eigenen Zungenfertigkeit seine Freude über das Wiedersehen aus und wollte eben seine Leidensgeschichte beginnen, um seinen Aufenthalt in dem Gemeinde-Armenhause erklärlich finden zu lassen, als die alte Rose aus der Thür trat und so rasch als es ihre Kraft erlaubte, dem Dorfe zueilte. Johann fragte, wer das Mütterchen sei, und Jeuker, der stets Redelustige, gab folgende Aufschlüsse:

„Vor zwölf Jahren, ich konnte damals noch arbeiten, trat plötzlich am Tage vor Weihnachten ein Schneewetter ein, daß man am nächsten Morgen weder Weg noch Steg sah. Die Sonne ging ganz roth auf und es war bitter kalt geworden. Hu, mich friert, wenn ich an die Zeit denke! Es war fast so kalt, wie in jener Nacht — Ihr wißt wohl, Johann . . ."

„Ja, ja, fahrt nur fort, Freund!"

— „Als die Bauern zur Kirche gingen, fanden sie neben dem Zaune, der den Gottesacker einschließt, eine alte Frau in dem tiefen Schnee. Christliche Nächstenliebe muß man unsern Bauern nachrühmen, es ist wahr — die erstarrte Person ward aufgehoben, in das Armenhaus geschafft und der Doktor zu ihr geschickt. Alles ging gut. Die Frau wurde wieder zurechtgesetzt, und da es einmal Weihnacht war, bekam sie auch Geschenke. Todt war die Fremde nicht, aber so krank und gebrechlich, daß man sie bei der Kälte nicht ziehen lassen konnte. Der Gemeinderath kam zusammen und beschloß, die Alte so lange zu pflegen, bis gelindes Wetter eintreten würde. Aber wer war sie denn eigentlich? Diese Frage konnte Keiner beantworten. Das Weib war mit dem Schnee vom Himmel gefallen. Papiere hatte sie nicht, und aus den wenigen Antworten, die sie auf viele Fragen gab, konnte man weiter nichts entnehmen, als daß sie eine unglückliche Heimathslose wäre, die außer Gott keinen Freund habe. Das war nun Alles recht gut; aber die Gemeinde hatte selbst Arme genug, sie konnte sich um Fremde nicht kümmern. Da gab es heftigen Streit unter den Bauern — aber ich will kurz erzählen. Man war schon nahe daran, der Alten den Laufpaß zu geben, als der Kommerzienrath Aaron Meyer, der damals auf dem Rittergute wohnte, dem Streite ein Ende machte.

„Behaltet die Alte," ließ er durch seinen Aktuar melden, „und ich baue Euch ein größeres Armenhaus, dessen Ihr bedürft." Das wirkte, denn die alte Baracke war dem Einsturze nahe. Die Bauern steckten die Köpfe zusammen und gingen endlich auf den Vorschlag unter der Bedingung ein, daß der Kommerzienrath auch den Grund und Boden hergäbe. Da wurde dieser Fleck von der herrschaftlichen Wiese genommen und das Haus darauf gebaut, in dem acht Männer und vier Frauen Platz haben. So wurde Mutter Rose aufgenommen, und so bekamen die Bauern ein neues Armenhaus. Ob nun der Kommerzienrath aus Mitleiden gehandelt hat oder aus sonst einem Grunde, weiß ich nicht — kurz, das Haus ist da, und die Alte ist auch da. Anfangs hat sie gekränkelt, aber jetzt ist sie wohlauf, und einige reiche Bauern geben ihr regelmäßig Almosen, daß es ihr an nichts fehlt."

„Weiß man immer noch nicht, woher die Alte gekommen?" fragte Johann.

„Man weiß nichts, gar nichts. Als der Kommerzienrath vor einem Jahre abreiste, nachdem er das Gut dem Freiherrn verkauft, hat er dem Ortsrichter gesagt: „Haltet mir die Alte in Ehren, denn ohne sie hättet Ihr selbst ein Armenhaus bauen müssen." Kinder, sagt mir, was Ihr wollt, hinter der Alten steckt Etwas. Aber was kümmert's mich — Jeder hat für sich zu sorgen."

Johann neigte sich dem Ohre des Schneiders zu und flüsterte:

„Habt Ihr auch immer geschwiegen, Jeuker?“

„Wie das Grab, wie das Grab! das steht fest. Und warum sollte ich denn nicht, ich habe ja keinen Schaden davon. Na, von einer Belohnung kann wohl nicht die Rede sein.“

„Vielleicht doch!“

„Das wäre gut. Doch seht, da kommt das schöne Fräulein aus dem Schlosse. Ah, und der Offizier — ein schöner Mann, das steht fest!“

Angelika, auf einem muthigen Rosse, sprengte im kurzen Galopp vorüber. Sie trug ein Reitkleid von schwarzem Sammt und einen Amazonenhut mit wallender Feder. Ihr zur Seite ritt ein junger Husarenoffizier, der eifrig sich bemühte, sie zu unterhalten. Die junge Dame schien aber völlig theilnahmlos zu sein; sie ließ, eine geschickte Reiterin, ihr Pferd tanzen und schwang die glänzende Reitpeitsche.

Wir verlassen die Männer, die der Kavalkade erstaunt nachsahen und sich dann über den plötzlichen Tod des Freiherrn unterhielten.

6.

Die Sendung.

Mutter Rose betrat den Ackerhof des alten Engel. Erschöpft kam sie auf der großen, mit Backsteinen gepflasterten Hausflur an. Dort stand, zwischen der Stubenthür und der Küche, ihre Bank, auf der sie auszuruhen pflegte. Es war still im ganzen Hause — von dem Hofe her ließ sich das idyllische Geräusch der Enten und Hühner vernehmen.

Die Alte saß ruhig auf ihrem Platze; sie war im höchsten Grade der Erholung bedürftig. Da kam der alte Engel langsam die Treppe hinter dem Kellerhause herab, ging, ohne den stillen Gast zu sehen, durch die Hausflur und betrat die Stube, deren Thür er offen ließ.

„Es muß doch wohl wahr sein!" dachte das Mütterchen. „Der Mann sieht recht verstört aus."

In der Stube entspann sich zwischen dem Bauer und seiner Frau ein Gespräch, das je lebhafter und lauter

wurde, je länger es dauerte. Der Mann ward heftig, die Frau ermahnte traurig zur Ruhe.

„Die Schande überlebe ich nicht!" rief Engel mit seiner rauhen Stimme. „Ich habe nachgerechnet, es bleibt mir kein Ziegel auf dem Dache, kein Kloß Erde von den Aeckern. Woher Geld nehmen? Das Gericht treibt mich aus dem Hofe und verkauft, was da ist."

„Gehe zu dem Aktuar Korn," meinte die Frau.

„Das wäre ein richtiger Fleischerweg! Weib, wenn Du keinen bessern Rath weißt ... der Schuft wartet schon auf den Augenblick, um für ein Spottgeld zu kaufen. Mein Hof hat ihm lange schon in den Augen gesteckt. Und wenn das auch nicht wäre — soll ich vor diesem Hallunken, der allein die Schuld an meinem Unglücke trägt, zu Kreuze kriechen?"

„So sprich mit dem Fräulein ..."

„Ist diesen Morgen schon geschehen."

„Und was hat sie Dir geantwortet?"

„Sie müsse die Anordnungen ihres seligen Vaters ehren, dem sie auf dem Sterbebette versprochen, Alles auszuführen, was er angefangen. Vorwand, nichts als Vorwand — das habgierige Volk kann nicht genug bekommen. Dreißigtausend Thaler — ich bin verloren! Und wie werden die Leute sich freuen! Frau, ich habe das Kaufgeld ehrlich bezahlt, habe die Hälfte dazu noch von meinem Bruder geborgt und bis vor fünf Jahren daran abgezahlt."

„Du mußt doch eine Quittung haben.“

„Ja, die Quittung! Ich habe sie oben in der Truhe bei andern Papieren verwahrt — jetzt ist sie fort. Mein Advokat, den ich in der Stadt habe, sagt, das wäre der großartigste Schwindel, der ihm je vorgekommen, und daran wäre der hiesige Gerichtsaktuar schuld. Ich bin zu sorglos gewesen — damals, als der alte Freiherr in Noth war, hatte ich ihm das Geld ohne Quittung gegeben, er war ein guter Mann — Frau, ich verliere den Kopf! Nun hält man mich immer noch für den Pächter und ich soll den Pacht für zwanzig Jahre bezahlen. Was sie mir da für Dinge vorgeschwätzt haben, warum er nicht eingefordert ist, weiß ich nicht — der zuletzt verstorbene Freiherr hat die Geschichte aufgestochen, und weil ich nichts beweisen konnte, bin ich verurtheilt. Nun weißt Du Alles, da Du es doch einmal wissen mußt.“

Mutter Rose hatte aufmerksam gelauscht; jetzt nickte sie mit dem Kopfe, als wollte sie sagen „ich muß handeln“, stand auf und schlich aus dem Hause. Als sie um den Teich ging, sah sie Anna, die Wasser schöpfte.

„Gegend Abend!“ rief sie ihr zu.

„Ich komme, Mutter Rose. Wie sieht es dort aus?“

„Schlecht.“

„Also doch!“ sagte das Mädchen traurig.

„Es wird schon besser werden — durch meine Anna!“

Mutter Rose wankte weiter und verschwand zwischen den Zäunen.

Um diese Zeit befanden sich der Baron von Waldenfels und der Aktuar Pankratius Korn in dem Archive des Schlosses Ehrenstein, das durch ein saalähnliches Gemach von der Gerichtsstube getrennt ward. Die beiden Männer benutzten die Abwesenheit Angelika's, die mit dem Sohne des Barons einen Spazierritt machte.

„Der Graf von Hainbach erhält also das Testament nicht," sagte der rechtskundige Mann. „Es ist überhaupt kein Testament vorhanden. Dafür aber ist hier ein anderes, wonach der verstorbene Freiherr letztwillig verfügt, daß seinem Schwager die Schuld von hunderttausend Thalern. erlassen und dem Aktuar und Archivar Korn für treu geleistete Dienste der Ackerhof des alten Engel, dessen Besitz nunmehr ausgeklagt, überwiesen sei. Sind Sie zufrieden, Herr Baron?"

„Vollkommen. Wollen wir mehr thun, so würden wir Verdacht erwecken. Mir genügt es, wenn ich von der Rückzahlung der Schuld entbunden bin."

„Um dem stolzen Fräulein nun das Vermögen noch mehr zu schmälern, habe ich dem Testamente eine Bestimmung beigefügt, wonach Angelika von Ehrenstein gehalten ist, im Falle sie sich mit einem der Söhne der Familie von Delmen verbindet, die Hälfte des ganzen ihr zufallenden Vermögens an gewisse wohlthätige Stif-

tungen zu zahlen. Sie müssen nämlich wissen, Herr Baron, daß die Delmen seit langer Zeit schon Erzfeinde der Ehrenstein sind — man kann sie die Familien Montecchi und Capuletti nennen. Der Vater Ihres Schwagers hat einen Delmen im Duell erschossen . . ."

„Ich weiß es," unterbrach ihn der Baron. „Aber wie kommen Sie auf diese Idee . . ."

„Weil Angelika Leo von Delmen leidenschaftlich liebt; ich habe eine zärtliche Scene zwischen Beiden belauscht."

„Und mir hat sie erklärt, sie wolle sich nie verheirathen!" rief der Baron.

Der Aktuar lächelte mitleidig.

„Man darf den Frauen nicht Alles glauben, gnädiger Herr. Was sie heute behaupten, stoßen sie morgen wieder um, wenn es ihnen räthlich erscheint. Der scharfsinnigste Rechtsgelehrte wird von ihnen überflügelt. Fräulein Angelika's einsame Spazierritte hatten längst meinen Argwohn erregt, aber meine Nachforschungen blieben lange erfolglos. Der Zufall, der boshafteste aller Dämone, verrieth mir das zarte Geheimniß, das bei Lebzeiten des Freiherrn so sorgfältig bewahrt wurde. Sehen wir nun zu, was das verliebte Fräulein wählt: das Vermögen oder den Förster."

„Den Förster?"

„Leo von Delmen ist nur Revierförster; er hofft der Nachfolger seines Vaters zu werden. Die Vermö-

gensverhältnisse der Familie sind traurig, die Schulden erdrücken den alten Oberforstmeister, der seine drei Töchter wie Fürstinnen herausputzt, wahrscheinlich um sie an den Mann zu bringen. Jetzt kennen Sie den Ursprung meiner Idee zu der besondern Testamentsklausel, die übrigens Niemand sonderbar finden wird, der den verstorbenen Freiherrn gekannt hat. Angelika wird wohl die Letzte sein, die sich darüber wundert."

Man prüfte nun noch einmal das falsche Testament. Die Paragraphen waren von der Hand des Aktuars geschrieben, und der Name des Erblassers war so täuschend nachgeahmt, daß der Baron seine Verwunderung darüber aussprach. Der Rechtsgelehrte versicherte, es sei keine Nachahmung, der Freiherr selbst habe den Namen geschrieben, natürlich unter ein Blanket, das zu einem andern Zwecke bestimmt gewesen. Die Beschaffung des Siegels hatte keine Schwierigkeiten gemacht. Somit war nun Alles in Ordnung, und der Graf von Hainbach konnte kommen. Die beiden Männer trennten sich, nachdem sie sich mit einem vielsagenden Blicke die Hände geschüttelt hatten.

Gegen Abend eilte Anna zu der alten Rose; sie trug einen Hut von grobem Stroh, eine frisch gewaschene Schürze und ein Busentuch von rother Baumwolle. Das Gespräch, das zwischen Beiden stattfand, übergehen wir, da der Leser den Inhalt desselben in dem Schlosse kennen

lernen wird, wohin das junge Bauernmädchen ging, nachdem es sich eine halbe Stunde mit Mutter Rose unterhalten hatte.

Angelika war unmuthig über das lange Ausbleiben des Grafen Hainbach; sie wollte ihre Angelegenheiten so rasch als möglich geordnet wissen. Die Waldenfels, Vater und Sohn, suchten Zerstreuung in der Wasserjagd; sie wollten nur dann erst abreisen, wenn sie den Grafen gesprochen hatten.

Die Schloßuhr zeigte die sechste Abendstunde an, als Anna die Stufen der Freitreppe hinanstieg und mit klopfendem Herzen die weite Hausflur betrat. Sie fühlte das Gewagte des Unternehmens einer Dame gegenüber, die als stolz und herzlos bekannt war. Hätte ihr die Liebe nicht festen Willen und Muth verliehen, sie würde es nicht über sich gewonnen haben, die elegante Kammerzofe anzureden, die hüpfend aus einer der Thüren kam.

„Ich möchte das gnädige Fräulein sprechen!"

Gretchen sah die vor Erregung glühende Bäuerin an.

„Jetzt gleich?" fragte sie verwundert.

„Ja."

„Um diese Zeit empfängt meine Herrin nicht. Sie müssen wiederkommen."

Anna ließ sich nicht abschrecken; Mutter Rose hatte ihr ja gesagt, wie sie sich benehmen solle, im Falle man sie abweisen würde.

„Sagen Sie dem Fräulein, ich hätte ihr Wichtiges zu bestellen, das keinen Aufschub erlitte."

„Sie?"

„Gewiß, ich. Wiederkommen kann ich nicht, dazu bleibt mir keine Zeit. Will mich das Fräulein nicht vorlassen, so hat Niemand weiter Schaden davon als sie selbst."

„Wer sind Sie denn?"

„Anna Selter hier aus dem Dorfe. Mein verstorbener Vater war der Schulmeister."

Gretchen überlegte einige Augenblicke, dann verschwand sie in derselben Thür, aus der sie eingetreten war. Es dauerte lange, ehe sie mit der Nachricht wieder erschien, daß die Herrin von Ehrenstein den ihr zugedachten Besuch annehmen wolle.

Die Bäuerin ward in das prachtvolle Boudoir geführt. Von einem solchen Glanze hatte die arme Anna keine Ahnung gehabt; sie vermochte kaum zu athmen, als sie der schwarzgekleideten Dame mit dem schönen blassen Gesichte gegenüberstand. Zitternd drückte sie den großen Strohhut zusammen, den sie mit beiden Händen festhielt, als ob sie fürchtete ihn zu verlieren. Sie dachte an ihren Andreas, an Mutter Rose, die nicht in dem Armenhause sterben wollte, und an das Glück, das ihr erblühen würde, wenn es ihr gelänge, den alten Engel vor Hohn und Spott zu bewahren; sie dachte an Alles, um Fassung zu gewinnen.

Angelika betrachtete lange das frische, rosige Landmädchen, an dem sie ein besonderes Wohlgefallen fand.

Sie richtete sich nachlässig empor aus den schwellenden Polstern des Diwans und fragte:

„Du hast mir eine wichtige Nachricht mitzutheilen, mein Kind?"

„Ja, gnädiges Fräulein."

„Nun, so sprich sie furchtlos aus. Tritt näher, ich will Dich anhören."

Anna hatte einen ganz andern Empfang gefürchtet; jetzt fand sie eine so leutselige junge Dame, hörte so freundliche Worte, daß ihre Herzbeklemmung rasch wich. Vorsichtig ging sie über den glatten Parquetboden, machte vor der Herrin einen Knix und sagte:

„Gnädiges Fräulein, ich habe mir vorgenommen, ganz offen zu sein. Mein seliger Vater sagte, ein gutes Wort findet einen guten Ort . . ."

„Da hatte er Recht!" unterbrach sie Angelika mit freundlichem Kopfnicken.

„Und so will ich denn ein gutes Wort für den alten Engel einlegen, den man aus seinem Ackerhofe treiben will."

Angelika fragte verwundert:

„Was habe ich mit dem alten Engel zu schaffen?"

Anna erzählte rasch und kurz den Zusammenhang der Dinge. „Sie sehen wohl, gnädiges Fräulein, schloß sie, daß es auf Sie allein ankommt, daß der rechtliche Mann in seinem Eigenthume bleibe. Wenn Engel sagt, er hat bezahlt, so braucht Niemand daran zu zweifeln.

Mir sagte Jemand," fügte sie hinzu, die Blicke senkend, „daß das gnädige Fräulein viel zu hochherzig wäre, um eine Ungerechtigkeit zu dulden; man brauchte Ihnen nur die reine Wahrheit zu sagen, dann wäre Alles gut. Und was ich Ihnen so eben gesagt habe, ist die reine Wahrheit. Das Gericht hat Ihnen den Ackerhof zugesprochen, aber Sie werden ihn gewiß nicht annehmen."

Die junge Herrin hatte sich rasch erhoben. Die Freundlichkeit war von ihrem bleichen Gesichte gewichen und mit der ihr eigenen Heftigkeit rief sie aus:

„Ich soll Dir also unbedingt glauben? Du bist schon als Lügnerin eingetreten . . ."

„Wie, ich hätte gelogen?" fuhr nun auch Anna auf. „Das wäre die erste Lüge, die ich wissentlich ausgesprochen."

„Durch einen Betrug hast Du Dir Zutritt in mein Zimmer verschafft."

„Heiliger Gott, was ist das!" stammelte erbleichend die Bäuerin. „Lügen, betrügen — gnädiges Fräulein, ich bin ein armes, aber rechtschaffenes Mädchen, und ehe ich mich so beleidigen lasse, will ich lieber unverrichteter Sache wieder abziehen."

„Hast Du mir nicht sagen lassen, Du wolltest mir ein wichtiges Geheimniß mittheilen?"

„Ja," antwortete Anna resolut.

„Statt des Geheimnisses sprichst Du eine Beschuldi-

gung gegen meinen verstorbenen Vater aus — mein Kind, Dein Auftreten zeugt von keinem guten Charakter. Nichts ist mir mehr verhaßt, als eine pfiffige, verschlagene Bauerndirne . . ."

Anna hatte den Hut zu Boden fallen lassen; sie preßte erbleichend beide Hände auf die Brust und sagte mit tonloser Stimme:

„Das ist abscheulich! Thäte ich es nicht um meines Andreas willen, der durch die Ränke der Menschen um sein väterliches Erbtheil gebracht wird, Sie sollten wahrhaftig mein Geheimniß nie erfahren, und müßte ich auch sehen, daß man Ihnen das schöne Schloß nimmt und Alles, was darin ist."

„Wahnsinnige!" rief Angelika stolz. „Ich bin die rechtmäßige Erbin von Ehrenstein — wer könnte es wagen mein Eigenthum anzutasten? Nicht übel — die Bauerndirne wendet Drohungen an, da sie durch Verschlagenheit nicht zum Ziele kommt. Hüte Dich, oder ich lasse meinen Aktuar rufen, daß er sich der gefährlichen Person bemächtige. Du wirst mit dem Amtsgefängnisse Bekanntschaft machen."

Das Wort „Amtsgefängniß" wirkte wie ein Donnerschlag auf das arme Mädchen.

„Mutter Rose muß doch wohl kindisch sein!" dachte sie entsetzt. „Ich habe gleich an dem gezweifelt, was sie mir gesagt hat."

Sie hob schüchtern ihren Hut auf und wollte sich entfernen.

„Halt!“ rief Angelika. „Wer hat Dir das tolle Zeug in den Kopf gesetzt?“ fragte sie streng.

„Das darf ich nicht sagen,“ flüsterte die eingeschüchterte Anna.

„Ist das Dein ganzes Geheimniß?“

„Nein.“

„Was mehr?“

„Es gibt ein Testament Ihres Großvaters . . .“

Angelika stutzte; sie hatte davon gehört.

„So? Das weißt Du? Und was ist es mit diesem Testamente, mein Kind?“

„Wenn es zum Vorschein kommt, sind Sie um Ihren Reichthum — Ehrenstein gehört einem ganz Andern. Und außerdem ist auch Jemand da, der bezeugen will, daß dem alten Engel Unrecht geschieht. Sie glauben, ich habe mich durch eine boshafte List eingeschlichen — nein, ich wollte Ihnen sagen, daß man Ihnen die gute That vergelten könnte, die Sie an dem alten Engel begehen, und Engel ist der Verzweiflung nahe, er tobt und verwünscht die ganze Welt. Wie man ihn nach langer Zeit angegriffen hat, so kann man auch Sie angreifen.“

Angelika war gespannt dem jungen Mädchen näher getreten.

„Wenn ich nun,“ fragte sie in einem ruhigen Tone,

„dem Streite mit Engel in gewünschter Weise ein Ende mache — was bietet man mir also dafür?"

Anna hatte wieder ihren Muth gewonnen, als sie sah, daß die stolze Dame sich auf Verhandlungen einließ. Es mußte doch wohl an dem Geheimnisse der Alten etwas sein. Die Bäuerin antwortete also, wie ihr aufgetragen war:

„Man wird dafür sorgen, daß Sie im Besitze Ihrer Güter bleiben."

„Du, Du willst dafür sorgen?"

„Ich!" rief Anna keck. „Es ist wohl zum Lachen, daß eine arme Schulmeisterstochter so spricht, nicht wahr? Ja, das geht auch wunderlich zu, mein gnädiges Fräulein, und ich wollte Anfangs selbst nicht daran glauben; aber jetzt zweifle ich nicht mehr, die Sache hat ihre Richtigkeit. Ich habe Ihnen den Tausch nun angeboten — was gedenken Sie zu thun?"

Angelika hatte einige Augenblicke überlegt. „Ja, ja," rief sie, „ich gehe des Scherzes halber auf den Handel ein. Man bringe mir das geheimnißvolle Testament und ich gebe meine Ansprüche an Engel auf."

Die Zofe trat ein und meldete die Ankunft des Grafen von Hainbach. Als sich Gretchen entfernt hatte, führte Angelika die Bäuerin mit den Worten zur Thür:

„Mein Kind, mache Deine Sache gut; aber wehe Dir, wenn Du mich hintergangen hast!"

Anna eilte zu Mutter Rose, der sie mit athemloser Brust das Ergebniß der Sendung erzählte. Die Alte lächelte und meinte, „Engel werde wohl in seinem Eigenthume verbleiben, da das Fräulein erschreckt gewesen sei."

„Aber nun, Mutter Rose, sagt mir, woher Ihr das Alles wißt? Wer seid Ihr denn eigentlich und warum habt Ihr nicht für Euch selbst gesorgt dadurch, daß Ihr früher dem Freiherrn Euch entdecktet?"

„Mein liebes Kind, die Frage ist ganz richtig und natürlich; aber ich kann sie Ihnen nicht beantworten, wenn ich auch wollte. Während Sie im Schlosse waren, habe ich über die ganze Geschichte nachgedacht, und da ist mir denn klar geworden, daß wir ein tiefes Schweigen beobachten müssen, wenn wir zum Ziele gelangen wollen. Erfährt das Fräulein oder sonst Jemand, daß ich Sie geschickt habe, dann bin ich verloren."

„Mütterchen," flüsterte Anna erschreckt, „die Herrin von Ehrenstein hat mit dem Amtsgefängnisse gedroht . . ."

„Hat nichts zu bedeuten; aber schweigen müssen wir."

„Werdet Ihr denn das Testament schaffen können?"

„Ich glaube es. Besuchen Sie mich jeden Tag, und ich sage Ihnen, was zu thun ist. Engel bleibt in seinem Ackerhofe."

Die letzten Worte hatte die Alte mit großer Bestimmtheit gesprochen. Anna betrachtete sie einige Augen=

blicke mit einer Art Ehrfurcht, dann reichte sie ihr die Hand und entfernte sich.

„Ein Glück, daß Jean gekommen ist," flüsterte lächelnd Mutter Rose; „andernfalls hätte ich dem guten Mädchen das Testament nicht versprechen können. Wie wunderbar sich das Alles fügt! Lieber Gott, ich habe ja Hoffnung, daß ich nicht in dem Armenhause sterbe!"

Als es Abend geworden, hörte Anna von einer Nachbarin, daß der alte Engel wie ein Wahnsinniger durch das Haus tobe und sogar seinen Sohn, den Andreas, gemißhandelt habe, weil dieser ihn hätte beruhigen wollen. „Es muß Wichtiges vorgefallen sein," hatte die Nachbarin hinzugefügt; „Engel ist wie von Sinnen, er wird noch Unheil anrichten."

Die arme Anna fürchtete für den Geliebten, denn sie kannte die rohe Heftigkeit des Vaters, die Alles niederschmetterte, was sich ihm entgegenstellte. Wie war der Geliebte nun sicherzustellen vor den Zornausbrüchen des Alten? Diese Frage beschäftigte sie eine Stunde lang. Dann war die Lösung gefunden, und Anna schlich in das Hinterstübchen, wo die geringen Vorräthe aufbewahrt wurden. Sie ergriff eine Feder, nahm ein Stück Papier und begann zu schreiben. Schildern wir den Zweck und die Wirkung der Zeilen des jungen Mädchens.

Engel befand sich mit seiner Gattin in der Wohnstube. Auf dem weißgescheuerten Tische brannte die große

Zinnlampe, die ein helles Licht auf das unberührt geblie- bene Abendessen warf. Der alte Landmann hatte Rock und Weste abgelegt, es war ihm heiß geworden. Er ging sinnend auf und ab. Sein Haupt hatte sich tief auf die Brust herabgesenkt. Ohne sich um seine stillweinende Frau zu kümmern, die zusammengekauert an dem Fenster saß, blieb er von Zeit zu Zeit stehen, sah zur Decke empor und stieß einen schmerzlichen Seufzer aus. Er schien mit der Feststellung eines Entschlusses zu ringen.

„Ich schieße den Menschen nieder!" murmelte er, indem er krampfhaft die großen Fäuste ballte.

„Wen?" fragte erschreckt die Frau.

„Den Aktuar, denn nur er hat Alles angerichtet. Nun wird es wohl dahin kommen, das ich in das Armen- haus wandern muß wie der Wachtel . . ."

Er schauderte heftig zusammen. Die Bäuerin be- gann laut zu weinen.

„Ist denn gar keine Rettung?" fragte sie schluchzend.

„Keine! Keine! Das Gericht hat das schändliche Urtheil gesprochen, und in einigen Tagen wird es ausge- führt. Aber mögen sie kommen — ich stehe mit meinem Gewehre in der Thüre! Der Aktuar fällt zuerst! Dann mögen sie mich als Leiche fortschaffen."

Die arme Frau konnte nicht mehr trösten; sie selbst war ja so tief darniedergeschmettert, daß auch sie des Trostes bedurfte.

„In das Armenhaus!“ flüsterte sie vor sich hin. „Ich werde bei der alten Rose wohnen müssen, die zeither von meinen Spenden gelebt hat. Ach, Freunde haben wir ja nicht, und unsere Verwandte sind gestorben.“

„Meine schönen Aecker, meine Wiesen, die ich noch vor zwei Jahren gekauft habe — Alles nimmt man mir! Frau,“ rief er, indem er stehen blieb, „das ist ein Jammerleben! Die Bauern werden uns verspotten, werden hinter uns her lachen — wir können nicht mehr über die Straße gehen. Die beiden kleinen Kapitale, die ich ausgeliehen habe, sind mit Beschlag belegt — was soll werden? Siehst Du das Armenhaus? Siehst Du die Bank unter der Linde, wo Jeuker und Wachtel lungern? Dorthin geht, wird das Gericht sagen, dort ist euer Platz, Engel! Fort, hinaus aus dem Ackerhofe!“

Er brach fast zusammen, alle seine Glieder bebten, seine Augen glühten unheimlich.

„Mann,“ rief die bestürzte Frau, „Du verlierst den Verstand! Die Leute wissen, daß uns Unrecht geschieht, daß man uns boshaft zu Grunde richtet . . .“

„Das wissen die Leute, und darum werden sie sich freuen! Vergiß das Armenhaus nicht, Frau! Hast Du das Armenshaus schon gesehen? In der Erde ist es besser, auf dem Gottesacker fühlt man die Schande nicht . . . Mein Gott, und wir können noch lange leben . . .“

Engel zuckte heftig zusammen. Mit einer schnellen

Bewegung fuhr er empor, ging fest und sicher zu der Wand und streckte die Hand nach der Doppelbüchse aus, die neben dem braunen Uhrgehäuse hing. Noch ehe er sie erreichte, riß die jammernde Frau die Hand zurück. Beide sanken zu Boden. Regungslos starrten sie sich einander mit trüben Augen an. Da klopfte es leise an das Fenster. Es klopfte noch einmal stärker und dringender.

„Oeffne, lieber Mann!"

„Frau, gehe Du!" murmelte Engel, der sich mit der Hand auf einen Stuhl stützte.

Sie erhob sich, nahm vorsorglich das Gewehr und schob den kleinen Schieber zurück — ein Papier flog in das Zimmer, wie von unsichtbarer Hand geworfen. Frau Engel sah hinaus: sie gewahrte nichts. Ein Blitz erhellte den Garten, der sich vor dem Giebelfenster ausbreitete. Das erste Gewitter in diesem Jahre war im Anzuge. Frau Engel übergab ihrem Manne das Papier. Dieser stand unschlüssig. Nach wiederholten Mahnungen von Seiten seiner Frau trat er zu dem Tische und las:

„Wenn die Noth am größten, ist Gott am nächsten. Beunruhigt Euch nicht, Ihr werdet so sicher in Euerm Ackerhofe bleiben, als das Fräulein auf dem Schlosse bleibt. Ihr habt einen guten Freund, der Euch schützt. Stellt das Toben und Lärmen ein, damit die Bauern nicht darüber reden. Wenn Alles in Ordnung ist, wird sich Euch der gute Freund nennen."

Engel las zwei- auch dreimal, dann murmelte er: „Das ist ein leidiger Trost, den man durch das Fenster wirft.“ Mutter Engel bot nun Alles auf, den Alten zu beruhigen, und wunderbarerweise gelang es ihr auch. Beide vermutheten, daß sich die abhandengekommene Quittung irgendwo aufgefunden habe und daß man dem Aktuar diese entgegenhalten wolle, um ihn zu demüthigen, denn der Mann hatte viele Feinde, noch mehr als der verstorbene Freiherr gehabt hatte, den die ganze Dorfgemeinde haßte. Als Andreas eintrat, gab ihm die Mutter das Gewehr, daß er es verschließe. Des Gewitters wegen, das immer näher kam, blieb die Familie noch wach. Nach einer alten guten Sitte, die Engel schon seit langer Zeit eingeführt, mußte Andreas laut aus der Bibel vorlesen.

7.

Der Testamentsvollstrecker.

Um dieselbe Zeit saßen in dem großen Saale des Schlosses Angelika, der Graf von Hainbach und der Aktuar Korn beisammen. Man hatte die Eröffnung des Testaments vorgenommen und die einzelnen Bestimmungen gelesen. Die Bestürzung der jungen Dame ging nach einigen Minuten in Zorn über; da sich die Echtheit des Testaments nicht bezweifeln ließ, sprach Angelika davon, daß auf die Entschließung des verstorbenen Vaters ein gewisser Einfluß ausgeübt sein müsse, die Verfügung über den Ackerhof und das dem Baron geliehene große Kapital bewiesen dies zur Genüge. Der Graf von Hainbach, den Angelika als den Freund des Vaters eingeladen hatte, war zum Testamentsvollstrecker ernannt. Der Aktuar hatte ihn mit allem Vorbedacht gewählt, denn der Graf war ihm als ein strenger, unbeugsamer Mann bekannt, der lieber eine Grausamkeit ausübte, ehe er auch nur ein Haarbreit von dem rechten Wege abwich. Hier handelte es

sich um den Willen eines verstorbenen Freundes, und somit ließ sich an der Erfüllung desselben nicht zweifeln.

Nachdem der Aktuar noch einmal Bericht erstattet hatte über die Aufnahme des Testaments, ward er entlassen.

„Herr Graf," rief Angelika, „mein Vater ist todt, und seine Tochter will sich nicht vermessen, das, was er gethan, zu verurtheilen; aber sie bleibt dabei, daß hier eine boshafte Intrigue gesponnen ist."

Der Graf, ein Mann von sechzig Jahren und mit strengen Mienen, hatte noch einmal Siegel und Unterschrift geprüft.

„Ich theile Ihre Ansicht nicht," antwortete er ruhig. „Bei der bekannten Abneigung gegen die Familie Delmen ist mir die eine der Bestimmungen erklärlich, und die zweite — nun, der verstorbene Freiherr hatte viel und mancherlei Geschäfte; die der Aktuar besorgte, ich wundere mich nicht, daß man ihn belohnt. Der Erlaß der Schuld des Barons ist ein Akt verwandtschaftlicher Zuneigung — ich gestehe, daß ich mich herzlich darüber freue. Der arme Baron würde ohne diese Erbschaft ruinirt gewesen sein. Beruhigen Sie sich, Sie bleiben ja immer noch reich genug . . ."

Aber Angelika konnte sich nicht beruhigen.

„Herr Graf," rief sie erregt, „läßt sich nichts dagegen unternehmen?"

Statt der Antwort las der Graf folgende Zeilen aus dem Testamente:

„Im Falle Angelika von Ehrenstein diese meine Bestimmungen nicht zu achten gesonnen sein sollte, verordne ich hiermit, daß ihr eine jährliche Rente von Tausend Thalern werde, das Vermögen aber nach Abzug der Legate meinem Freunde, dem Grafen von Hainbach, dem ich zu Danke verpflichtet bin, zufalle."

Angelika schauderte zusammen.

„Das ist eine lieblose Klausel!" flüsterte sie. „Ich habe die Kälte des Verstorbenen gegen mich stets für eine Folge seiner Melancholie gehalten — jetzt muß ich anders darüber denken."

Der Graf hatte die junge Dame prüfend beobachtet.

„Sie wissen es, Angelika, daß ich es herzlich gut mit Ihnen meine — folgen Sie mir und beruhigen Sie sich bei den Testamentsbestimmungen, die so leicht zu erfüllen sind. An eine Verbindung mit einem der Delmen ist ja nicht zu denken . . . wäre die Familie die einzige auf der Erde, dann freilich hätten Sie allen Grund zur Unzufriedenheit. Meinem schönen Fräulein," fügte er galant scherzend hinzu, „wird es wahrlich nicht an Bewerbern mangeln."

Der erste Donner des heranziehenden Gewitters ließ sich vernehmen. Die Blitze erhellten die dunkeln Parthien des großen Saales. Die Wipfel der Bäume vor den

geöffneten Fenstern rauschten leise. Angelika trat auf den Balkon hinaus, um ihre heiße Stirn der kühlen Luft preiszugeben.

„Ah," dachte der Graf, der mit scharfen Blicken der jungen Dame nachsah, „wenn mich nicht Alles täuscht, hat der Zorn Angelika's einen zärtlichen Grund! Die Bestimmung wegen der Delmen liegt ihr schwer auf dem Herzen. Der Freiherr wird wohl gewußt haben, warum er so verfügt . . ."

Angelika hatte sich entfernt, um ihre Aufregung zu verbergen; sie gedachte der Mittheilungen, die ihr Anna gemacht. Jetzt war das bereits eingetroffen, woran sie gezweifelt hatte: der Verlust ihres Vermögens stand in Aussicht, denn sie fühlte, daß sie ihrer Liebe zu Leo nicht entsagen konnte. Wie war die Bäuerin in den Besitz dieses Geheimnisses gelangt? Wer hatte ihr den Inhalt des Testaments mitgetheilt? Konnte sie nun über den Ackerhof verfügen, um das Mädchen zum Reden zu bringen?

Die Schloßuhr schlug zehn.

Angelika trat zurück, reichte mit erzwungener Freundlichkeit dem Grafen die Hand und sprach die Ansicht aus, daß sie sich wohl werde beruhigen müssen, wenn auch ihr Stolz durch das Testament gekränkt sei.

„Und nun," bat sie mit schmerzlichem Lächeln, „überlassen Sie sich der Ruhe nach der anstrengenden Reise — dort jene Zimmer sind die Ihrigen."

Sie ergriff einen zweiarmigen silbernen Leuchter und schritt dem Gaste voran. An der offenen Flügelthür verabschiedete sie sich von ihm. Dann sandte sie einen Lakai, der sich zur Dienstleistung bei dem Grafen meldete.

In dem Boudoir wartete Gretchen, um der Herrin die letzten Dienste zu leisten.

„Gretchen, Du erinnerst Dich der Bäuerin, die Du mir angemeldet?"

„Ja!"

„Sie ist die Tochter des verstorbenen Schulmeisters aus dem Dorfe — Dein erstes Geschäft sei morgen Früh, daß Du sie aufsuchst und zu mir führst; verfahre aber behutsam und trage Sorge, daß unsere Gäste das Mädchen nicht sehen."

Die Zofe versprach es.

„Befehlen Sie die Nachttoilette, gnädiges Fräulein?"

„Nein. Du siehst ja, es ist ein Gewitter im Anzuge. Geh' in Dein Zimmer, ich werde mich später ohne Deine Hülfe auskleiden."

Gretchen verschwand. Angelika ergriff ihren Mantel, warf die Kapuze über den Kopf, löschte die Kerzen aus, und verließ auf demselben Wege das Schloß, den sie schon einmal gewählt hatte. Als sie in den Park trat, erhellte ein starker Blitz die Nacht. Der Donner ließ nicht lange auf sich warten, er rollte majestätisch über

den dunkeln Eichenforst hin, bis er in weiter Ferne grollend erstarb. Die Natur war wieder ruhig.

Angelika eilte durch den Hauptweg bis an die Fontaine; hier bog sie rechts ab und schlug einen Seitenpfad ein, der zu dem großen Treibhause führte, das unmittelbar an der Baumschule lag. Das lange, solide Gebäude war schon sehr alt. Der Vater des verstorbenen Freiherrn hatte es erbaut, der Jude, der nach ihm das Schloß besessen, hatte nichts an dem Treibhause geändert, hatte sich wenig darum gekümmert, und der letzte Freiherr, der nur an Einnahmen, und nicht an Ausgaben gedacht, hatte nie den Raum betreten, der an manchen Stellen baufällig geworden war. So war das Haus nur zur Aufbewahrung von Zierpflanzen und Orangen benutzt gewesen, die man dem rauhen Wetter hatte entziehen wollen.

In dem Augenblicke, als Angelika hier ankam, blitzte ein Licht durch die unbedeckten Fenster. Unwillkührlich richtete sie ihre Blicke dorthin. Da sah sie die Gestalt einer Frau in dem leeren Raume des Treibhauses. Diese Frau leuchtete mit einer Laterne an dem schadhaften Gemäuer hin. Was sollte so spät in der Nacht hier geschehen? Die Schloßherrin wäre vielleicht dennoch vorübergegangen, weil Leo sie am Gitter des Parks erwartete, wenn sie nicht Anna, des Schulmeisters Tochter, erkannt hätte.

„Die Bäuerin," flüsterte sie überrascht, „dieselbe, die von der drohenden Gefahr gesprochen hatte."

Sie schlich dem Fenster näher und beobachtete das räthselhafte Mädchen, das bald nach oben, bald nach unten, bald rechts, bald links leuchtete. Und wie glühte das hübsche Gesichtchen vor Aufregung, wie zitterte die Hand, welche die Laterne trug. Anna suchte lange; es schien, als ob sie einen ihr bezeichneten Ort nicht finden könne. Ein heftiger Donnerschlag erschütterte die Erde — Anna stieß einen Schrei aus und blieb zitternd an der Mauer stehen.

„Herr, mein Gott!" rief sie schluchzend, „sei mir gnädig! Soll ich denn das Papier nicht finden, das uns glücklich machen kann?"

Jetzt fiel der erste Regen. Dicke Tropfen schlugen prasselnd auf die schrägliegenden Fenster. Angelika zog die seidene Kapuze fester über den Kopf; sie wollte sich um keinen Preis entfernen. Bemerklich durfte sie sich nicht machen, um das Mädchen in seinem Beginnen nicht zu stören. So setzte sie sich denn dem Toben des Gewitters aus, das sich nun zu entladen begann. Nun sah sie, daß Anna aus dem Gemäuer, nachdem sie einige Steine entfernt hatte, eine Blumenvase hervorholte und diese mit allen Zeichen der höchsten Freude anstaunte. Dann kniete sie nieder, zertrümmerte den Deckel und zog einen dunkeln Gegenstand aus der Vase, den sie im Ueber=

maße des Entzückens hoch emporhielt. Während dieser Scene prasselte der Regen heftig auf die Fenster, der Donner folgte unmittelbar dem Blitze und der Sturm schüttelte gewaltig die Bäume. Angelika fand einigen Schutz unter dem hervorspringenden Dache.

Plötzlich erhob sich Anna, wickelte ihren Fund in die Schürze und löschte die Laterne aus. Alles war dunkel. Bei dem Leuchten eines Blitzes sah Angelika, daß die Bäuerin nach der Thür tappte, die sich wenig Schritte von der Lauscherin befand. Jetzt galt es einen entscheidenden Schlag ausführen. Angelika wollte nach der Thür gehen — eine wahre Fluth von Regen strömte ihr in das Gesicht. Bei dem Scheine der Blitze sah sie, daß Anna aus der niedern Thür trat und wie eine luftige Gestalt in der Nacht verschwand. Die noch offene Thür bot ihr Schutz gegen das Wetter, das noch eine Viertelstunde mit großer Heftigkeit tobte. Die letzten schweren Wolken flogen hastig vorüber, und hier und dort strahlte ein Stern herab. Angelika achtete des nassen Bodens nicht, sie eilte zu dem Gitter, wo Leo im Schutze eines Baumes ihrer harrte. Die Begrüßung war von Seite des jungen Mannes eine stürmisch freudige — Angelika, von den schmerzlichsten Gefühlen bewegt, lehnte sich erschöpft an seine Brust. Jetzt stand sie mit ihm auf gleicher Stufe, sie war arm wie er, wenn sie nicht von ihm lassen wollte. Die Ungewißheit

darüber, wie Leo die ihn betreffende Verfügung des Verstorbenen aufnehmen würde, lag ihr wie eine schwere Last auf dem Herzen. Nach einigem Zögern theilte sie ihm den Inhalt des Testaments mit.

„Was wirst Du wählen?“ fragte Leo in männlicher Ruhe.

„Ich habe bereits gewählt.“

„Nun?“

„Ohne Dich finde ich kein Glück in dem Besitze meines Erbes, und wenn Du eine arme Braut nicht zurückweisest . . . .“

„Wer wie Du entsagen kann, bringt dem Manne einen unermeßlichen Schatz!“

Beide gelobten, treu zu einander zu stehen.

Leichten Herzens trat Angelika den Rückweg an. Sie hatte in der Liebe volle Entschädigung für den Verlust ihres Vermögens gefunden. In der frohen Ueberzeugung, Leo liebe uneigennützig, schlief sie ein.

Gretchen suchte und fand Anna am nächsten Morgen. Die Bäuerin reinigte mit dem Rechen die Wege des kleinen Gärtchens, das durch den heftigen Gewitterregen gelitten hatte. Die Zofe war an den niedern Zaun getreten und richtete leise ihren Auftrag aus.

„Eigentlich,“ sagte Anna, „sollte das Fräulein zu mir kommen, denn sie bedarf meiner, aber ich bedarf nicht ihrer.“

„Du bist sehr stolz, mein Kind!“ rief Gretchen verwundert. „Es ist eine große Ehre für Dich, wenn das Fräulein von Ehrenstein Dich rufen läßt.“

„Meinen Sie? Nun, ich werde kommen.“

Sie würde vielleicht ihre Zusage nicht gegeben haben, wenn sie den Gerichtsboten nicht gesehen hätte, der um den Teich nach Engel's Ackerhofe ging. Die Drohung mit dem Amtsgefängnisse konnte sie dem Fräulein nicht vergessen.

Nachdem sie ihren Anzug noch einmal gemustert und den großen Strohhut auf das Haupt gesetzt hatte, verließ sie unter einem Vorwande das Häuschen der Mutter. Aber statt nach dem Schlosse zu gehen, schlug sie den Weg nach dem Armenhause ein. Das traurige Gebäude zeigte dieselbe Physiognomie, die man im Sommer an ihm kannte: Mutter Rose saß arbeitend an dem geöffneten Fenster, die beiden Männer lungerten unter der Linde, die frisch duftend ihre Krone zum blauen Himmel erhob.

„Das hat etwas zu bedeuten,“ flüsterte der Schneider; „da kommt die Krämerstochter schon wieder — und wie eilig sie es hat!“

Anna ging kalt grüßend vorüber und betrat das Stübchen, dessen Thür die Bewohnerin schon geöffnet hatte.

„Ich habe Sie erwartet,“ sagte freundlich das Mütterchen. „Wie ist Ihr Gang ausgefallen?“

„Gut. Hier ist das Taschenbuch.“

„Du lieber Gott, ist es denn möglich? Ach ja, es konnte wohl Niemand dorthin kommen — das alte Haus steht noch — habe ich denn auch recht gehandelt? Nur Geduld — ich muß meinen schwachen Kopf erst zurechtsetzen — das faßt sich nicht Alles so! Wie lange habe ich nicht an diese Geschichte gedacht, ich wollte sie vergessen, und habe sie fast vergessen. Es war nur so ein Versuch — da, da ist das schwarze Taschenbuch von Leder!“

„Setzt Euch doch, Mutter Rose; Ihr zittert ja vor Aufregung am ganzen Körper.“

Anna geleitete die Alte zu ihrem Stuhle. Als sie sich niedergelassen, wollte sie das Taschenbuch öffnen — die bebenden Hände versagten ihr den Dienst. Sie reichte es dem jungen Mädchen.

„Oeffnen Sie, was enthält es?“

„Ein Papier mit einem Siegel — das Papier ist ganz gelb.“

„Nichts weiter?“

„Einen Ring . . . Hier ist er.“

„Ich will ihn nicht sehen! Ich will ihn nicht sehen!“ rief die Alte abwehrend.

„Warum denn nicht?“

„Er erinnert mich an meine Schande. Da steht wieder Alles vor meinem Geiste,“ murmelte sie traurig

vor sich hin. „Eine lange, lange Zeit ist vergangen, und doch bricht die alte Narbe wieder auf — sie wird wohl erst im Grabe heilen! Mein Kind, ich werde selbst in das Schloß gehen . . .“

„Ihr, Mutter Rose?“

„Sie begleiten mich, und warten, bis ich zurückkehre! Ich sorge für Ihren Andreas, mein Kind! Die Gelegenheit ist da, ich kann Gutes stiften, kann einen schlechten Streich vereiteln, den man an Engel verüben will. Führen Sie mich, rasch, ehe Jean in das Schloß geht. Sie tragen das Taschenbuch — wir dürfen es nicht verlieren.“

Mutter Rose hing ihr Kattunmäntelchen um, ergriff ihren Krückenstock und verließ das Armenhaus. Die verwunderte Anna folgte ihr, nachdem sie die Thür des Stübchens verschlossen hatte. Kaum waren Beide in dem Forste verschwunden, als Jean bei den Männern unter der Linde erschien. Er fragte nach der alten Rose. Der Schneider lachte und deutete nach dem Schlosse.

„Dorthin müßt Ihr gehen, wenn Ihr sie sprechen wollt. O, es passiren seltsame Dinge in der Welt. Das steht fest. Und hinter der Alten steckt etwas, ich lasse es mir nicht nehmen. Freund, kommt einmal zu mir, Ihr müßt mir Aufklärung geben, oder bei meiner Seele, ich schwatze aus der Schule.“

Jean und Jenker gingen im Gespräche den Weg entlang, während Wachtel sein Morgenschläfchen fortsetzte.

Mutter Rose und Anna hatten das Schloß erreicht, sie standen wartend auf der Hausflur.

„Mein Kind," flüsterte die Alte, „es ist besser, wenn Sie das Taschenbuch behalten."

„Gewiß, Mutter, dem Fräulein ist nicht zu trauen. Brauchen Sie mich, so rufen Sie nur, ich werde im Vorzimmer bleiben."

Gretchen kam mit der Nachricht, daß das gnädige Fräulein empfangen wolle.

Anna führte das Mütterchen in das Boudoir.

„Was ist das?" rief Angelika, als sie die gebeugte Alte erblickte. „Was soll diese Frau hier?"

„Gnädiges Fräulein," antwortete Anna, „Mutter Rose wird statt meiner mit Ihnen sprechen. Hören Sie sie nur ruhig an, sie kann Ihnen vielleicht ganz andere Dinge sagen, als ich."

Nach diesen Worten entschlüpfte sie in das Vorzimmer. Die Alte, die sich auf ihren Krückenstock stützte, nahm sich wunderlich aus in dem glänzenden Boudoir. Angelika achtete das Greisenalter; in einem milden Tone fragte sie:

„Wer sind Sie denn, mein Mütterchen?"

„Die alte Rose, aus dem Armenhause der Gemeinde. Mich kennt jedes Kind im Dorfe — freilich, hier im Schlosse kennt man mich nicht. Erlauben Sie, daß ich mich setze — der Weg ist ein wenig zu weit für meine alten Beine. Erlauben Sie?"

Die junge Dame nickte mit dem Kopfe, während sie den seltsamen Gast verwundert betrachtete. Die erschöpfte Rose ließ sich auf dem nächsten der Sessel nieder. Dann fragte sie: „Will die Erbin von Ehrenstein dem alten Engel den Ackerhof lassen?"

„Leider steht das nicht in meiner Macht; laut Testament meines verstorbenen Vaters fällt jener Ackerhof dem Actuar Korn zu, für treu geleistete Dienste. Man hat bereits darüber verfügt."

„O, oh!" rief schmerzlich die Alte. „Das ist nicht gut! Ihr Vater, mein Fräulein, hat übel gehandelt. Lebte er noch, so würde ich ihm sagen, daß er kein Recht auf Ehrenstein hat, und dies werde ich wohl beweisen müssen, um dem armen Engel das Eigenthum zu retten."

„Sie, die Frau aus dem Armenhause? Wie wollen Sie das ermöglichen?"

„Durch ein Testament Ihres Großvaters. Wundern Sie sich nur, daß ein armes Weib so spricht; aber es ist die Wahrheit. Ich habe lange geschwiegen, habe viel erduldet, bin in das Armenhaus gegangen, um nicht unter freiem Himmel zu verderben — jetzt kann und will ich nicht mehr schweigen. Sie mögen wohl denken, ich sei eine Verrückte oder das Alter habe meinen Verstand geschwächt — nein, nein, ich weiß recht gut, was ich spreche. Victor von Ehrenstein, Ihr Großvater, hat eine Sünde begangen, und diese Sünde trägt noch heute ihre böse

Frucht. Jeder Mann ist ein Sünder, der einem Mädchen Treu und Glauben bricht. Die heilige Schrift hat Recht: Der Herr wird die Sünde der Väter heimsuchen am dritten und vierten Gliede! Und so geschieht es hier! Das ist das Gericht des Himmels!" fügte die Alte hinzu, indem sie mit ihrem Stocke auf den Boden stampfte. „Jetzt erkenne ich, warum ich so lange leben mußte — ich soll eine böse That verhindern!"

Die Augen Mutter Rose's glühten vor Erregung und ihre bleichen, schmalen Lippen zitterten.

„Was wissen Sie denn von meinem Großvater?" fragte Angelika, indem sie sich der Alten gegenüber niederließ.

„Um Ihnen dies zu sagen, Ihnen, der Enkelin, bin ich gekommen. Victor von Ehrenstein liebte die Tochter des Pfarrers von Ingelrode; er schwor bei allen Heiligen, daß er sie zu seiner Gattin erheben würde, sobald er das Erbe seines Vaters angetreten haben würde, seines strengen Vaters, der eine Mesalliance nicht dulde. Rosalie glaubte den Versicherungen und ergab sich dem Geliebten mit Leib und Seele. Aber der strenge Vater lebte noch lange und Rosalie konnte ihre Schande nicht mehr verbergen. Der Pfarrer schaffte seine Tochter fort, dann starb er vor Gram, als ihn der hartherzige Edelmann schnöde abgewiesen hatte. Rosalie lebte mit ihrem Kinde bei einer armen Verwandten tief im Gebirge. Da hörte sie, daß Victor sich mit einem Fräulein von Delmen

verheirathen wolle. Sie eilte nach Ingelrode und ging zu Engel, dessen Vater ein Freund des Pfarrers gewesen. Es kostete dem unglücklichen Mädchen Mühe, den Edelmann, der seine Hochzeit mit dem stolzen Fräulein vorbereitete, zu sprechen. Um diese Zeit kaufte Engel den Ackerhof, und sie war Zeugin davon, daß der alte Haushofmeister das Geld holte und die Quittung übergab. Damit die Familie Delmen die zerrütteten Vermögensumstände des Bräutigams nicht gewahren sollte, wollte man den Kauf geheim halten. Endlich gelang es Rosalien, eine Unterredung zu erwirken. Es war sehr kalt, und darum hatte der Kammerdiener Jean das arme Mädchen in das Treibhaus bestellt, wo es sich spät Abends pünktlich einfand. Victor kam, schloß die Geliebte an die Brust, entschuldigte seine Untreue damit, daß er für die Erhaltung des Stammbaumes seiner Familie sorgen müsse, beklagte sein Unglück, und betheuerte, daß er dem Fräulein von Delmen nur gezwungen die Hand reiche, sein Herz gehöre der ersten Geliebten, die er nie vergessen werde. Dann war noch von höhern Rücksichten und dergleichen Dingen die Rede. Was wird aus mir und meinem Sohne? fragte Rosalie. Victor beschied sie für den folgenden Abend zum zweiten Male in das Gewächshaus. Rosalie kam, denn sie glaubte noch an die Möglichkeit, daß ihre Ehre wieder hergestellt werden könne. Der Freiherr aber wollte die Betrogene dadurch abfinden, daß

er ihr das überschuldete Rittergut Ehrenstein zuschrieb; aber sie solle nur dann erst die Verschreibung vorzeigen, wenn er gestorben sei. Den Sohn Friedrich wollte er in eine Pension geben und später adoptiren. Rosalie wollte sich nicht abkaufen lassen, sie bat und flehte — umsonst, Victor warf ihr das Dokument zu, stieß sie zurück und entfernte sich. Da lag nun das unglückliche Mädchen am Boden des Treibhauses und jammerte. Die Verschreibung, der Lohn ihrer treuen Liebe, lag neben ihr. Mit einem heiligen Eide, den nur Gott gehört, gelobte sie, den Preis ihrer Schmach nicht anzunehmen, sondern ihn nur dann zu verwenden, wenn der Freiherr sich der Sorge für seinen Sohn entziehen würde; dann sollte das Dokument ihn an sein Versprechen mahnen. Ja, mein Fräulein, die Betrogene sann auf Rache, denn ihre Liebe hatte sich plötzlich in Haß verwandelt. Da sah sie einen Menschen das Treibhaus umschleichen. In der Angst, man werde ihr das Papier rauben, verbarg sie es in einer Blumenvase und diese Vase setzte sie in eine Mauerspalte, die sie mit Steinen verschloß. Wäre Rosalie ruhiger gewesen, sie hätte vielleicht anders gehandelt; aber sie war krank und zitterte im Fieberfroste, und krank reis'te sie in ihre Berge zurück, wo sie traurige Tage verlebte. Der Vorgang mit der Verschreibung kam ihr wie ein Traum vor. Ein Jahr später sandte der Freiherr einen Boten, der seinen Sohn abholte und in

eine Pension brachte. Rosalie trennte sich gern von ihm, da sie, blutarm, für seine Erziehung nicht sorgen konnte. Die angebotene Unterstützung wies sie stolz zurück. Jahre verflossen, ohne daß man sich um sie kümmerte. Da kam Jean eines Tages im Auftrage seines Herrn; er brachte die Nachricht, daß der Freiherr seinen Sohn adoptiren wolle, wenn Rosalie sich für immer von ihm lossage. Und Rosalie müßte ihren Sohn nicht geliebt haben, wenn sie die Annahme dieser Bedingung verweigert hätte, obgleich sie einen neuen Beweis von der Hartherzigkeit des Verräthers lieferte. Jean erzählte auch, daß der Freiherr sehr unglücklich mit seiner stets kranken Gattin lebe, die wohl bald sterben würde. Er wohnte damals auf einem Gute in Westphalen, das seiner Frau gehörte; Ehrenstein war dem Hauptgläubiger verpfändet, einem Juden, der zugleich das Gut bewirthschaftete. Wieder verflossen einige Jahre, da starb die Verwandte. Die Dorfgemeinde wollte die fremde Rosalie nicht mehr dulden und wies sie aus. Die Bauern wußten, daß das unglückliche Geschöpf entehrt war. Mit kummervollem Herzen griff sie zum Wanderstabe. Eine Bettlerin kam sie nach Ingelrode. Traurig durchschlich sie die Gassen des Dorfs — Niemand kannte sie mehr. Sie wollte nach dem Treibhause gehen, um das Dokument zu holen; aber der Amtsdiener erfaßte sie und transportirte sie nach dem nächsten Dorfe. Das Gefühl der Scham hielt sie ab,

sich zu erkennen zu geben. Bettelnd wanderte sie nach Westphalen und suchte das Gut des Freiherrn auf. Victor und seine Gattin waren längst gestorben und ein Graf von Hainbach verwaltete das Gut; er war der Vormund Friedrich's, ihres Sohnes. Wie man erzählte, war Victor vom Schlage getroffen worden, als er sich durch den Fischfang vergnügte. Rosalie stellte sich dem Grafen von Hainbach vor, der gerade auf dem Schlosse war. Der stolze Mann lachte der Bettlerin in's Gesicht und sagte, der Freiherr habe nur einen Sohn aus rechtlicher Ehe; wenn sie noch einmal solch' tolles Zeug spräche, würde man sie als eine gefährliche Person in das Irrenhaus schicken. Sie blieb bei ihrem Ausspruche und ward wirklich in ein Irrenhaus gebracht, das in der Nähe des Schlosses lag. Dort blieb sie viele Jahre. Die Leute lachten über die arme Rosalie, welche die Mutter eines Freiherrn sein wollte. Eines Tags sagte man ihr, sie sei geheilt und könne gehen. Und sie ging gern, denn sie war schlecht behandelt worden. Sie suchte noch einmal das Schloß in Westphalen auf — es ward von fremden Leuten bewohnt, die ihr mitleidig ein Reisegeld spendeten. Wohin sollte sie sich nun wenden? Sie wanderte, alt und grau, nach Ingelrode zurück. Es war wieder kalt, bitter kalt, der Schnee lag hoch und der Wind wehte, daß die Bettlerin nur langsam weiterkommen konnte. Mühsam schleppte sie sich zu dem Friedhofszaune, sie wollte das Haus ihres

Vaters noch einmal sehen, in dem sie die glückliche Jugendzeit verlebt hatte — da brach sie ohnmächtig zusammen. Als sie wieder erwachte, lag sie in dem Armenhause. Ein Jude wohnte auf Ehrenstein, und diesem Juden verdankte sie, daß man sie nicht fortschickte. Müde und matt schloß sie mit dem Leben ab. Der Sohn war Freiherr, ihm ging es gut — und der Mutter ging es auch gut, sie wohnte ja im Armenhause, konnte die Pfarre sehen und die Dorfkirche und ward von den Bauern unterstützt, die sie unter dem Namen der Mutter Rose kannten. Da bezog der Freiherr Friedrich von Ehrenstein sein Schloß — ich wollte zu ihm gehen, aber die Leute schilderten ihn als einen verschlossenen hartherzigen Menschen, und um nur das Asyl meiner alten Tage zu erhalten, begnügte ich mich damit, ihn anzusehen, wenn sich die Gelegenheit dazu bot. Mußte ich nicht fürchten, daß man mich wiederum für wahnsinnig erklären würde? Ich hatte nicht einmal den Muth, in das Gewächshaus zu gehen. Nun wissen Sie, wer die alte Rose ist. . . ."

Sie schwieg erschöpft und lehnte ihr spitzes Kinn auf die hagern Hände, die gekreuzt auf dem Krückenstocke ruhten. Angelika war keines Wortes mächtig; sie hatte zwar nie davon gehört, daß ihr Vater adoptirt sei, aber die Mittheilungen der Alten stimmten so genau mit ihr bekannten Thatsachen überein, daß sie wohl an die Verirrung ihres Großvaters glauben konnte, zumal da sie

gesehen hatte, daß Anna in dem Treibhause sich des Dokuments bemächtigt, von dem die Rede gewesen. Ein seltsames Gefühl bemächtigte sich des Herzens des Edelfräuleins. Die Mutter hatte sie in zartem Kindesalter verloren — jetzt sah sie die hochbetagte Großmutter vor sich, eine arme Frau, die von den Wohlthaten der Gemeinde lebte.

„Wo ist das Dokument?“ fragte sie nach einer Pause.

„Sie werden es mir nehmen wollen,“ meinte traurig Mutter Rose.

„Nein, nein! Gott sei mein Zeuge, daß ich es nur in der besten Absicht von Ihnen fordere. Mir liegt Alles daran, Ihnen Genugthuung zu verschaffen.“

„Ich kann nicht aufstehen, rufen Sie das junge Mädchen, es ist im Vorzimmer.“

Angelika ließ Anna eintreten. Rose ließ sich das Taschenbuch geben und überreichte es der jungen Dame.

„Halten Sie Ihren Schwur!“ ermahnte sie dabei.

Angelika öffnete das Buch. Sie fand das Papier und den Ring, an dem ein werthvoller Diamant blitzte.

„Den Ring wollte ich nicht tragen,“ flüsterte die Alte, „wollte ihn nicht mehr sehen. Darum habe ich ihn zu der Verschreibung gelegt.“

Angelika las die zwar vergilbten, aber noch nicht verwischten Zeilen, die eine bündige Verschreibung des

Gutes Ehrenstein an Rosalie Boto, die Tochter des Pfarrers von Ingelrode, enthielten. Unterschrift und Siegel waren vollkommen gut erhalten. Der damalige Gerichtsaktuar hatte das Schriftstück beglaubigt. Durch dieses Dokument, dessen Echtheit sich nicht anfechten ließ, wurde das letzte Testament annullirt.

„Seltsam!" dachte Angelika. „Demnach wäre diese Alte die Erbin von Ehrenstein und — meine Großmutter."

Sie betrachtete den Ring; in dem Innern desselben befand sich das freiherrliche Wappen und darunter standen die Buchstaben V. v. E. An der Identität der Person ließ sich nicht zweifeln, wohl aber mußte Angelika sich darüber wundern, daß Rosalie ein so wichtiges Dokument der Mauer eines Treibhauses anvertraut hatte, während sie selbst die Welt als Bettlerin durchirrte.

„Bin ich nun noch eine Lügnerin?" fragte Anna, die an die Seite Rose's getreten war.

Angelika reichte Beiden freundlich die Hand.

„Mein Mütterchen," sagte sie bewegt, „Ihnen ist großes, großes Unrecht geschehen; es läßt sich wohl kaum wieder gut machen."

„Und doch!" flüsterte Rose freundlich. „Wenn meine Anna ihren Andreas bekommt und mich zu sich nimmt, daß ich nicht in dem Armenhause zu sterben brauche, dann habe ich weiter keinen Wunsch auf dieser Welt."

„Das wird geschehen, ich verbürge es mit meinem Ehrenworte. Sie, mein Mütterchen, sollen hier im Schlosse wohnen, in dem besten Zimmer."

Die Alte schüttelte das graue Haupt und griff nach der Hand Anna's.

„Nein, nein! Ich passe nicht zu den vornehmen Leuten, auch würde ich ohne meine Anna nicht glücklich sein — sie soll mir einmal die müden Augen zudrücken. Wenn Engel nur seinen Ackerhof behält."

Angelika setzte sich an den Schreibtisch, schrieb einige Zeilen und drückte ihr Siegel bei. „Nehmen Sie dieses Papier; ich begebe mich meines Rechtes an den Ackerhof, den Engel behält. Dafür aber behalte ich dieses Papier."

„In Gottes Namen! Komm', Anna, komm', und dieses Papier gehört Dir!"

Sie wollte fort. Angelika ergriff die welke Hand der Alten und drückte sie, zum höchsten Erstaunen des jungen Mädchens, an ihre Lippen. „Noch heute sehen Sie mich wieder!" flüsterte sie ihr dann zu.

Eine Stunde später waren auf Anlaß der jungen Herrin der Graf von Hainbach, der Baron von Waldenfels und der Aktuar Korn in dem großen Saale versammelt. Der Mann des Rechtes mußte noch einmal das Testament vorlesen. Dann erklärte Angelika, daß sie das Testament anfechte. Der Graf verwies auf den

Paragraph, der in diesem Falle zur Anwendung kommen solle.

„Ich verwerfe das ganze Testament!“ rief sie feierlich.

„Bedenken Sie, was Sie thun!“ ermahnte der Graf.

„Es ist bedacht.“

„Und worauf stützen Sie diese gewagte Erklärung?“ fragte der Testamentsvollstrecker.

Der Baron ward verlegen. Der dicke Aktuar rückte seine Brille und starrte auf das Aktenstück.

„Darauf,“ war die Antwort, „daß mein Vater nicht über ein Gut verfügen konnte, das ihm nicht gehörte. Ehrenstein ist das Eigenthum Rosalie Boto's, sie allein hat darüber zu verfügen. Und hier, meine Herren, ist die Verschreibung meines Großvaters, die erst heute zum Vorschein gekommen. Niemand kann sie anfechten, sie ist bündig und in legaler Form ausgestellt. Prüfen Sie!“

Das Erstaunen, das sich in den Gesichtern der Herren zeigte, läßt sich nicht beschreiben. Der Aktuar ergriff zuerst wieder das Wort.

„Mein gnädiges Fräulein, gegen dieses Dokument läßt sich allerdings nichts einwenden, aber wer ist Rosalie Boto, wo ist sie? Welcher Vortheil erwächst Ihnen?“

„Rosalie Boto ist meine Großmutter!“

Bei diesen Worten faßte Angelika den Grafen in's Auge. Ein leichtes Erschrecken flog über sein Gesicht; er mußte das Familiengeheimniß kennen.

„Zugestanden,“ sagte er nach einer Pause, „wir nehmen die Identität Ihrer Großmutter und jener Rosalie als erwiesen an — dann wäre Ihr verstorbener Vater der rechtmäßige Erbe seiner Mutter und mithin befähigt, über Ehrenstein zu verfügen. Folglich bleibt sein Testament in Kraft.“

Alle sahen die junge Dame an; sie wähnten, daß diese Argumentation niederschmetternd wirken müsse. Ruhig antwortete Angelika:

„In diesem Falle müßte meine Großmutter gestorben sein; aber sie lebt noch und wird ohne Zweifel mich nicht enterben. Aus ihrer Hand, nicht aus der Hand meines Vaters, empfange ich dieses Schloß. Ich habe mir einen Rechtsanwalt aus der Stadt beschieden, der noch heute eintreffen muß — dann mag der Prozeß beginnen. Bis zur Entscheidung behalte ich mir volle Freiheit des Handelns vor und melde Ihnen zugleich, daß ich nach Ablauf des Trauerjahres Leo von Delmen die Hand reichen werde. Ihnen, Herr Onkel, erlasse ich, wenn Alles gut geht, die Schuld; aber der Ackerhof, Herr Aktuar, bleibt dem alten Engel, denn Rosalie Boto wird bezeugen, daß die in Frage stehende Kaufsumme wirklich gezahlt ist. Und nun, meine Herren, erkläre ich die Sitzung für geschlossen.“

Stolz wie eine Königin verließ sie den Saal.

Zwei Stunden später traf der Rechtsanwalt aus

der nahen Stadt ein, und der Graf und der Baron, letzterer mit seinem Sohne, hatten das Schloß verlassen.

Es war gegen Abend, als die Schloßequipage vor dem Armenhause hielt. Jeuker und Wachtel schlugen die Hände über dem Kopfe zusammen. Ehrerbietig zogen sie ihre Mützen, als Angelika mit ihrem Rechtsanwalte an ihnen vorüber in das traurige Haus ging. Sie betraten das Stübchen. Da lag Mutter Rose auf ihrem Bette, schwach und krank — die Gemüthserregung hatte sie tief erschüttert. Anna saß mit rothgeweinten Augen neben der Kranken.

„Großmutter!" rief Angelika.

„Du lieber Gott," flüsterte die Alte mit gefalteten Händen, „soll ich denn wirklich noch glücklich werden? Das kommt spät, sehr spät! Laßt mich nur nicht in dem Armenhause sterben!" bat sie weinend.

Angelika saß neben ihr und hielt die fieberheiße Hand in der ihrigen. Mutter Rose sah mit Stolz und Freude ihre Enkelin an. Der Justizrath, ein ruhiger und milder Mann, wollte die Identität der Person feststellen und begann ein Examen.

„Es ist unnütz," sagte Anna, „daß sie das Mütterchen so quälen; Jean ist ja draußen, der Kammerdiener des alten Freiherrn, und der hat Rosalie Boto sehr genau gekannt."

„Ja, ja," nickte die Alte. „Jean kennt mich, er ist genau so alt, wie ich. Wir sind Nachbarkinder."

Jean ward gerufen und erklärte sich bereit, als ge aufzutreten. Anna und Jean mußten das Stübchen verlassen. Der Justizrath erklärte der Alten die Situation und bat sie ihre Bestimmungen zu Protokoll zu erklären. Auf die Frage, ob sie Angelika als ihre Erbin anerkenne, antwortete sie durch ein leises Weinen. Dann reichte sie ihr die Hand und nickte mit dem Kopfe. Daß der Justizrath bei Aufnahme des letzten Willens das Interesse seiner Klientin in jeder Beziehung wahrte, bedarf wohl kaum der Erklärung. Mutter Rose enterbte ihren Sohn und setzte ihre Enkelin zur Universalerbin ein unter der Bedingung, daß dem alten Engel der Ackerhof bleibe. Dann unterzeichnete sie in Gegenwart des Ortsschulzen, den man geholt hatte, das Testament, das nun in gesetzlicher Form aufgenommen war. Angelika wiederholte ihren Antrag, das Mütterchen in das Schloß zu schaffen — aber Mutter Rose wollte nur mit ihrer Anna den Ackerhof beziehen und meinte, daß sie bis dahin sich erholt haben werde. Aus dem Schlosse ward eine Wärterin geschickt und der Arzt gerufen, dann entfernte sich Angelika, nachdem sie gerührt die Großmutter, die zur eiligen Besorgung aller Angelegenheiten mahnte, geküßt hatte.

Denselben Abend noch betrat die Schloßherrin mit

Anna den Ackerhof. Engel erfuhr nun den Zusammenhang der Dinge, und befreit von der schwersten Sorge seines Lebens, nahm er Anna, die Angelika als seine Retterin vorgestellt, gern als Schwiegertochter an. Frau Engel brachte den Brief, der ihr durch das Fenster geworfen worden war.

„Er ist von mir!" flüsterte Anna.

Am nächsten Morgen lag Mutter Rose todt in ihrem Bette; sie war im Armenhause gestorben. Man bereitete ihr ein feierliches Begräbniß, und Angelika nahm keinen Anstand, zu erklären, daß die Verstorbene die Mutter ihres Vaters gewesen sei.

Der Aktuar Korn hatte das Weite gesucht; man konnte seiner trotz der Steckbriefe nicht habhaft werden. Die Regulirung der Erbschaftssache betrieb der Justizrath mit Eifer und Glück, und als das Trauerjahr zu Ende war, gab Leo von Delmen seine Försterstelle auf, um das Rittergut seiner Gattin zu verwalten. Der alte Jean, der nach dem Tode seines Herrn ein vielbewegtes Leben geführt, fand auf Ehrenstein Ruhe, wo er seinen Dienst begonnen. Andreas und Anna, ein glückliches Paar, lebten in dem Ackerhofe, den der alte Engel seinem Sohne übergeben hatte. Auf dem Dorfkirchhofe erhebt sich ein marmornes Monument mit der Inschrift: „Mutter Rose."

Anna den Ackerhof. Engel erfuhr nun den Zusammenhang der Dinge, und befreit von der schmerzlichen Sorge seines Lebens, nahm er Anna, die Angelika als seine Retterin vorgestellt, gern als Schwiegertochter an. Frau Engel brachte den Brief, der ihr durch das Fenster geworfen worden war.

„Er ist von mir!" flüsterte Anna.

Am nächsten Morgen lag Mutter Rose todt in ihrem Bette; sie war im Armenhause gestorben. Man bereitete ihr ein feierliches Begräbniß, und Angelika nahm keinen Anstand, zu erklären, daß die Verstorbene die Mutter ihres Vaters gewesen sei.

Der Actuar Korn hatte das Weite gesucht; man konnte seiner trotz der Steckbriefe nicht habhaft werden. Die Regulirung der Erbschaftssache betrieb der Justizrath mit Eifer und Glück, und als das Trauerjahr zu Ende war, gab Leo von Delmen seine Försterstelle auf, um das Rittergut seiner Gattin zu verwalten. Der alte Jean, der nach dem Tode seines Herrn ein vielbewegtes Leben geführt, fand auf Ehrenstein Ruhe, wo er seinen Dienst begonnen. Andreas und Anna, ein glückliches Paar, lebten in dem Ackerhofe, den der alte Engel seinem Sohne übergeben hatte. Auf dem Dorfkirchhofe erhebt sich ein marmornes Monument mit der Inschrift: „Mutter Rose."

Freund und Gattin.

1.

Eine trübe, neblige Nacht lag über der Häusermasse Hamburgs. Die feuchten Straßen waren wie ausgestorben, und von Zeit zu Zeit hörte man die schweren Tritte der Wächter, die sich wie unheimliche Gestalten an den hohen Gebäuden hinbewegten. Die Glocken hatten die erste Stunde nach Mitternacht verkündet, als ein Mann, fest in einen Mantel gehüllt, den neuen Wall betrat, eine der schönsten Straßen, die nach dem verheerenden Brande im Jahre 1842 in der reichen Handelsstadt entstanden sind. Er ging so eilig über die breiten Trottoirs, daß ihm ein alter Diener, der ihn begleitete, kaum zu folgen vermochte. An einem der größten und prächtigsten Häuser blieb er stehen. Der Diener zog einen Schlüssel hervor, öffnete die schwere Thür, und ließ seinen Begleiter eine weite, matt erhellte Hausflur betreten.

„Wo ist Herr Raimund?“

Noch ehe der Diener diese an ihn gerichtete Frage beantworten konnte, öffnete sich eine Thür und ein junger Mann, bleich und zitternd, trat hastig heraus.

„Doctor! Doctor!“ rief er leise, indem er sich ihm wie ein Verzweifelnder an die Brust warf, den Kopf auf seine Schulter senkte, und leise zu weinen begann.

„Muth, Muth, mein lieber Freund!“ sagte mit bewegter Stimme der Arzt. „Wir Alle stehen in Gottes Hand, und er hat schon oft geholfen, wenn menschliche Kunst und Hülfe vergebens waren. Sie sind meiner Aufforderung gefolgt und von der Reise zurückgekehrt — das ist mir lieb. Jetzt fassen Sie sich, und führen Sie mich zu der theuern Kranken.“

Raimund erhob sich und sah mit seinen thränenfeuchten Augen den Arzt schmerzlich an.

„Mir scheint,“ flüsterte er, „der Zustand meiner guten Louise ist sehr bedenklich — sie erkannte mich nicht, als ich vor einer Stunde ankam — in meiner Todesangst ließ ich Sie rufen.“

„Sie haben recht gethan,“ sagte der Arzt und drückte dem betrübten Manne tröstend die Hand. Dann warf er seinen Mantel ab und ließ sich von Raimund in das Krankenzimmer führen, das mit großer Bequemlichkeit, selbst mit Luxus ausgestattet war. Eine schon bejahrte Kammerfrau entfernte sich bei dem Eintritte der beiden Männer. Der Arzt trat zu dem Bette, dessen weiße

Gardinen zurückgeschlagen waren, und betrachtete prüfend das bleiche Gesicht der Kranken, einer schönen, jungen Frau von vielleicht drei- bis vierundzwanzig Jahren.

Wohl zehn Minuten verflossen unter tiefem Schweigen. Dann trat der Arzt zurück und flüsterte:

„Es ist eine Krisis eingetreten. Wir können nichts thun, als uns in Geduld fassen."

„Doctor," flüsterte Raimund dringend, „verbergen Sie mir nichts, sagen Sie mir die reine Wahrheit, ich habe die Kraft, sie zu hören! Sehen Sie doch — ich bin völlig ruhig — ich beklage mich nicht — was halten Sie von dieser Krisis?"

Trotz der Anstrengung, mit der Raimund seine Bewegung zu verbergen suchte, verriethen dennoch die Blässe des Gesichts, die mit Thränen gefüllten Augen und das leise Beben der Stimme die ungeheure Angst, die sein Herz zusammenpreßte.

Der Arzt begriff nur zu gut die schreckliche Verzweiflung, die sich unter dieser scheinbaren Ruhe verbarg. Er erfaßte die brennende Hand Joseph Raimund's, drückte sie sanft und sagte in einem schmerzlich milden Tone, mit dem man Unglückliche zu trösten sucht:

„Raimund, mein lieber, lieber Freund, ich hoffe zu Gott, daß diese Krisis heilbringend sein wird; aber ich verhehle auch nicht, daß sie die schlimmsten Folgen haben kann. Jetzt entfernen Sie sich, ich beschwöre Sie —

Ihre Gegenwart ist mir lästig, sie stört mich in meinen Beobachtungen. Glauben Sie mir, ich bedarf meiner ganzen Ruhe und Kaltblütigkeit. Die geringste Bewegung übt einen unheilvollen Einfluß auf die Kranke aus. Ein Wort, ein Seufzer kann die Hoffnung vernichten, die ich noch hege. Darum entfernen Sie sich, mein Freund — ich bitte Sie!"

„Nein, Doctor, nein!" antwortete der junge Mann in verzweifelnder Beharrlichkeit — „ich kann dieses Zimmer nicht verlassen. Dort, dort, am Fußende ihres Bettes ist mein Platz. Tragen Sie keine Sorge, ich werde still und stumm sein, denn ich weiß ja, daß von meiner ruhigen Ergebung das Wohl meiner geliebten Louise abhängt."

„Nun, so bleiben Sie denn, da Sie es wollen; aber ich empfehle Vorsicht, die größte Vorsicht!"

Der Arzt schwieg und setzte sich leise auf einen Stuhl neben dem Bette. Wie überwältigt von seinen Gefühlen, versank Raimund in eine schmerzliche Regungslosigkeit. Eine wahre Grabesstille folgte dem leise geflüsterten Gespräche der beiden Männer. Man hörte nichts mehr, als die gleichförmigen Schläge einer Pendeluhr und das schwere Athmen der Kranken. Draußen hörte man die Stimme des Wächters zwei Uhr rufen.

Benutzen wir die eingetretene Pause, um den Lesern etwas Näheres über die drei Personen zu sagen, die sich

in dem Zimmer befinden. Der angehende Greis ist der Doctor Friedland, einer der angesehensten Aerzte Hamburgs. Der jüngere Mann ist der Großhändler Joseph Raimund, der Besitzer eines der größten Handlungshäuser der Stadt. Die Kranke ist Louise Raimund, die innig geliebte Gattin des jungen Kaufherrn.

Joseph Raimund stammte aus einer unbemittelten Familie; aber seine redlichen und großmüthigen Gesinnungen, seine Liebe zu allem Großen und Erhabenen und seine rastlose Thätigkeit wiesen ihm einen Platz in jener kleinen Zahl von arbeitsamen und intelligenten Menschen an, die sich kräftig eine Bahn durch die Wogen des Lebens brechen. Joseph hatte früh schon seine Mutter verloren, und sein Vater, ein achtbarer, aber armer Maler, hatte ihm jene schlecht geleitete und ungenügende Halbbildung geben lassen, die in unserer Zeit für das praktische Leben so wenig taugt. So hatte er bis zu seinem fünfzehnten Jahre das Gymnasium besucht. Um diese Zeit verfiel der Maler in eine langwierige Krankheit, an Erwerb war nicht mehr zu denken, und Joseph, den Kopf voll Griechisch und Latein, voll heroischer Erinnerungen und glorreicher Traditionen, mußte in dem väterlichen Hause bleiben, um den Kranken zu pflegen und mit Mangel und Elend zu kämpfen. Die Krankheit des Vaters endigte nach einigen Wochen mit dem Tode, und der arme Joseph war älternlos.

Seine Lage war die bejammernswertheste von der Welt, und ein weniger stolzer Geist als der seine würde dieser trostlosen Wirklichkeit, die alle seine Illusionen und Hoffnungen mit einem Schlage vernichtete, erlegen sein; aber Joseph ließ sich nicht entmuthigen. Wie er früher von Ehre, Glück und Vermögen geträumt, so fügte er sich jetzt der Armuth und der Arbeit.

Joseph hatte auf dem Gymnasium mit Julius Morel eine jener so ergebenen, so uneigennützigen Freundschaftsverbindungen unterhalten, die den Anschein haben, als ob sie ewig dauern müßten, aber wie alle Ideen und Ansichten in diesem Lebensalter durch den Druck der socialen Verhältnisse einer Wandelung unterliegen.

Der Vater des jungen Morel war ein reicher und vielgesuchter Advocat. Er hatte Joseph's Ordnungsliebe, seine Intelligenz, seine Lebhaftigkeit und seine beharrliche Willenskraft kennen gelernt. Als Herr Morel von dem Unglücke hörte, das den Freund seines Sohnes betroffen, fühlte er das lebhafteste Mitleid, er nahm sich des Verwaisten thätig an, und bald gelang es seinen Empfehlungen, ihm eine Stelle bei einem Negocianten zu verschaffen. Joseph gab sich nun der Arbeit mit einem brennenden Eifer hin. Noch waren nicht zehn Jahre verflossen, und aus dem armen Commis war ein erster Buchhalter geworden. Nach kurzer Zeit ward der Buchhalter Cassirer, und der Cassirer schwang sich zum Com-

pagnon des Handlungshauses empor, in das ihm die liebevolle Fürsorge des Herrn Morel Zutritt verschafft hatte.

Zeit und Unglück hatten das Freundschaftsband, das Joseph und Julius umschlang, nicht gelockert; die beiden jungen Leute liebten sich, und Keiner hatte vor dem Andern ein Geheimniß. Joseph sprach von seinen Arbeiten von seinen Mühseligkeiten und seinen Hoffnungen — Julius ermuthigte ihn, und hatte seine Freude daran, wenn er ihm die Zukunft mit lebhaften und glänzenden Farben schildern konnte. Solche Unterredungen fanden in der Regel Sonntags statt, wenn die beiden Freunde an den Ufern der Elbe weite Spaziergänge unternahmen, sich am Fuße eines Baumes niederließen und mit jugendlicher Schwärmerei den Ergießungen des Herzens folgten.

In einer dieser traulichen Unterhaltungen gestand Joseph seinem Freunde, daß er die Tochter seines Prinzipals liebe.

Louise Cordes war ein reizendes Mädchen von achtzehn Jahren. Sie hatte ein volles, blondes Haar, einen schneeweißen Teint, himmlisch blaue Augen, sanft geröthete Wangen und schön geschweifte rosige Lippen, die, wenn sie sich öffneten, blendend weiße Perlenzähne zeigten. Oft artete ihre kindliche Fröhlichkeit in Uebermuth aus, aber sie verstand es, zu rechter Zeit den Zügel anzulegen, und dann zeigte sie einen guten, großmüthigen

Charakter. Seit ihrer Rückkehr aus dem Pensionate einer benachbarten Residenz wohnte sie bei dem Vater. Joseph, der sie nun täglich sah, liebte sie bald mit der ersten Glut der Jugend, und nach zwei Jahren ungewissen Harrens und Hoffens glaubte er die Gewißheit zu haben, daß Louise ihn wieder liebe.

Sechs Monate später ward Louise Cordes die Gattin Raimund's, und der junge Mann, der einst als armer Waisenknabe in das Haus gekommen, befand sich auf dem Gipfel irdischen Glückes.

Seit dieser Heirath hatte Louisen's Vater dem Schwiegersohne das Geschäft übergeben und sich auf ein Landgut zurückgezogen, das er auf den fruchtbaren Fluren Holsteins besaß. Joseph arbeitete mit verdoppeltem Eifer, er erweiterte den Kreis seiner Operationen, und in wenig Jahren hatte er das Vermögen seiner Frau um das Zwiefache vermehrt. Als Vater eines reizenden Kindes, das er mit Liebe erzog; als Gatte einer schönen, zärtlich geliebten Frau, die ihn wieder liebte; reich, geachtet und geehrt, war Joseph Raimund der Glücklichste der Menschen. Um diese Zeit kam auch Julius Morel von einer großen Reise zurück, die er nach glänzend bestandenem Examen angetreten; er übernahm die ausgebreitete juristische Praxis seines Vaters, und ward Advocat.

Joseph Raimund feierte einen hohen Festtag, als er Julius, den Freund und Bruder, seiner geliebten

Louise vorstellen konnte. Das Haus Joseph's ward auch das Julius Morel's, und die Freundschaft erhöhte das Glück der Liebe.

So standen die Sachen, als Raimund, der, wie schon gesagt, seine Handelsverbindungen erweitert hatte, eine Reise nach Süddeutschland unternehmen mußte. Er wollte nur einen Monat dazu verwenden; glückliche Anknüpfungen aber veranlaßten ihn länger zu bleiben, und in Frankfurt am Main empfing er von dem Doctor Friedland eine telegraphische Depesche, die ihn von der Krankheit Louisens in Kenntniß setzte. Die Eisenbahn brachte ihn bald nach Hamburg, und drei Stunden nach seiner Ankunft fand die Scene statt, die wir Anfangs mitgetheilt haben.

2.

Joseph Raimund war dreißig Jahre alt; aber schon zeigten sich in seinem schönen Gesichte die Spuren seines Fleißes und seiner anstrengenden Thätigkeit. Das Haar begann zu bleichen, auf der Stirn zeigten sich Furchen, und die vollen Wangen sanken zusammen. In diesem Augenblicke, wo wir ihn zu den Füßen seiner kranken Gattin sehen, lauschend auf jeden Athemzug, der dem geliebten Munde entquillt, beobachtend jedes Zucken der zarten Glieder, die er schon dem Tod verfallen wähnt — jetzt erliegt Joseph, der starke Mann, das Werkzeug seines eigenen Glückes, zum ersten Male den Schlägen des Unglücks. Eine herbe Verzweiflung hat sich seines Herzens bemächtigt, und in der vom furchtbaren Schmerze erzeugten Zerrüttung seiner Sinne hadert er mit dem Himmel, der ihm sein höchstes Gut zu entreißen droht.

Ein durchdringender Schrei, den plötzlich die Kranke ausstieß, weckte ihn aus seiner schmerzlichen Betäubung.

Die Krisis hatte begonnen. Louise erhob gewaltsam ihren Kopf, ihre Augen blitzten in einem seltsamen Feuer, und gebrochene Worte und klagende Seufzer entrangen sich den bleichen Lippen.

Der Arzt gab Raimund ein Zeichen, daß er sich ruhig verhalten möge. Der unglückliche Gatte sah mit trockenen, starren Augen auf die Leidende, mit übermenschlicher Anstrengung suchte er seine Fassung zu bewahren — aber der Schmerz besiegte ihn, zitternd faltete er die Hände und sank neben dem Bette auf beide Knie nieder.

Die Kranke stieß einige unverständliche Worte aus, dann begann sie bitterlich zu weinen.

Eine peinliche Pause trat ein. Wie gern hätte Joseph seine arme Gattin in die Arme geschlossen und die Thränen von ihren hohlen Augen geküßt — aber der Arzt bat durch Geberden und Winke, daß er seine Anwesenheit nicht verrathen möge. Das schwache Licht der Lampe beschien eine traurige Gruppe.

„Mein Gott! Mein Gott!“ flüsterte die Kranke in ihrem Fieber, „ich bin verloren! Warum habe ich auf ihn gehört? Joseph, mein guter, großmüthiger Joseph, darf ich Dir je wieder unter die Augen treten? Laß mich — ich bin eine unglückliche Gattin — laß mich — ich bin Deiner nicht mehr würdig!“

Bei diesen Worten hatte sich Raimund erhoben, seine starren Augen glühten, und, gebeugt über das Bett,

schien er jedes Wort zu verschlingen, das in kurzen Stößen den Lippen der Sterbenden entschlüpfte.

„Fieberphantasien!“ flüsterte der Arzt.

Aber vergebens bemühte sich der besorgte Greis, den aufgeregten Gatten von dem Bette zu entfernen. Joseph sah und hörte nichts mehr — sein Gesicht, noch blässer als das ihrige, neigte sich tiefer über das Bett, und er sog begierig alle Worte ein, die das Delirium der unglücklichen Frau entriß.

„Ich ertrage es nicht mehr!“ fuhr sie unter leisem Schluchzen fort. „Meine Kraft ist gebrochen — die Strafe ist zu schrecklich! Julius, lassen Sie mich — vergessen Sie mich — ich darf Sie nicht mehr anhören! Gehen Sie, ich muß meine verlorene Ruhe wiedererlangen. O, wie strafbar sind wir! Joseph ist Ihr Freund — Ihr Bruder — wir haben ihn verrathen! Mein Gott, verzeihe mir!“

Joseph war zur Bildsäule erstarrt. Fürchterliche Gedanken durchkreuzten seinen Kopf. Diese Frau, die er glücklich, schön und tugendhaft verlassen hatte, fand er auf dem Sterbebette wieder, eine Sünderin an den heiligsten Pflichten, eine Verrätherin an der Liebe, die ihm Alles war auf dieser Welt — und der Urheber dieses Unglücks war Julius, sein einziger, sein bester Freund!

Es schien, als ob die Kranke von einem gewaltigen,

unwiderstehlichen Drange zum Reden gezwungen würde, als ob die Stimme des Gewissens sie zum Geständnisse und zur Bekehrung aufforderte. Ihre hastig und kurz ausgestoßenen Worte unterbrachen Seufzer und ein heftiges Schluchzen.

„Nehmen Sie Ihre Briefe zurück, Julius," fuhr sie fort, indem sie die bebenden Hände ausstreckte — „sie brennen wie Feuer auf meiner Seele — sie tödten mich — vernichten Sie die Papiere — und alle Erinnerungen an unsere verbrecherische Liebe!"

— Der arme Joseph vermochte seine Fassung nicht länger zu bewahren, er stieß einen durchdringenden Schrei aus, und sank neben dem Bette nieder, dessen Pfosten er mit vor Schmerz und Verzweiflung bebenden Händen umklammerte.

Durch diesen Schrei schien Louise zum Bewußtsein und zum Leben zu erwachen; sie erkannte ihren Mann, und machte eine verzweifelte Bewegung, als ob sie sich der Papiere, von denen sie gesprochen, wieder bemächtigen wollte. Dann sank die unglückliche Frau in die Kissen zurück, und ihre Glieder erbebten in einer fürchterlichen Convulsion. Der Arzt trat hastig näher, führte den willenlosen Raimund zu einem Sopha, und beschäftigte sich dann mit der Kranken.

Eine ängstliche, unheimliche Stille herrschte in dem Gemache. Die kranke Gattin lag wie todt in ihrem

Bette, und der unglückliche Gatte, von gräßlichen Gedanken gefoltert, fast regungslos, einer Leiche ähnlich, in einer Ecke des prachtvollen Polsters.

So verfloß eine halbe Stunde, dann schloß der Arzt die Vorhänge des Bettes und setzte sich zu Raimund, der in diesem Augenblicke aus seinem schmerzlichen Nachsinnen erwachte. Als er die geschlossenen Vorhänge sah, fragte er mit tonloser Stimme:

„Ist sie todt?"

Und zugleich überlief seinen Körper ein kalter Schauder.

„Sie ist gerettet," antwortete leise der Greis — „sie wird leben!"

„Gerettet, gerettet," schluchzte der arme Mann, „und ich bin verloren!"

Er bedeckte mit beiden Händen das Gesicht, sein Schmerz löste sich in Thränen auf — er begann still zu weinen. Der Himmel hatte ihm seine Gattin wiedergeschenkt, der Freund hatte sie ihm entrissen.

Auch dem greisen Arzte traten die Thränen in die Augen.

„Bedenken Sie," tröstete er, „daß die Kranke im Fieberwahne gesprochen hat. Die Phantasiegebilde eines Kranken sind oft so wunderlich, daß sie Schrecken erregen, und dennoch entbehren sie jeder Begründung. Sie haben weder ein Recht, Ihre Gattin zur Rechenschaft zu ziehen, noch weniger aber dazu, sich mit verderblichen

Illusionen zu martern. Sie bedürfen der Ruhe, mein lieber Freund, gehen Sie zu Bett. Vertrauen Sie Ihrem Arzte, der zugleich Ihr väterlicher Freund ist; hat sich die Aufregung gelegt, so sprechen wir mehr über diesen Gegenstand, und Sie werden sehen, daß ich Recht habe."

Geduldig wie ein Kind, ließ sich Raimund in sein Zimmer führen. Der Arzt gab der Kammerfrau noch einige Anweisungen. Dann verließ er das Haus, in welchem der Reichthum, aber auch das Unglück wohnte. Nachdem er seine Wohnung erreicht, holte er ein Paket Briefe hervor. Er öffnete einen derselben, las ihn und flüsterte mit Entsetzen:

„Louise ist strafbar! Es ist ein Glück, daß ich mich dieser verhängnißvollen Papiere bemächtigen konnte, welche die Kranke in ihrem Bette zu verbergen suchte. Noch gebe ich das Glück des braven Raimund nicht auf, ich hoffe, daß ich die Verirrte auf den rechten Weg werde zurückführen können. Louise ist von Herzen gut und liebt ihren Gatten; der Advokat muß ein großer Virtuos in der Verführungskunst sein, daß ihm diese Infamie gelungen ist."

Der Doctor Friedland verschloß die Briefe in seinem Secretair.

3.

Am folgenden Morgen erschien der wackere Arzt im Hause Julius Morel's. Der Advocat, ein schöner, blühender Mann von neunundzwanzig Jahren, empfing den Doctor in seinem Arbeitszimmer.

„Was ist das, Doctor?" rief er aus. „Ihr sonst so heiteres Gesicht ist ernst — bringen Sie mir eine Trauerkunde?"

„Nein, Herr Morel."

„Wie befindet sich Madame Raimund?" fragte er mit großer Theilnahme, indem er den Arzt zum Sopha führte.

Der Greis sah den jungen Mann mit einem scharfen Blicke an.

„Sie ist seit gestern außer Gefahr," antwortete er ruhig und ernst. „Diese Nacht trat eine heilsame Krisis ein."

„Gott sei Dank!" rief der Advocat. „Nun fürchte ich die Rückkehr meines Freundes Raimund nicht mehr."

„Die Krisis," fuhr der Arzt fort, „war heilbringend für Körper und Geist der Kranken."

„Für den Geist?" fragte Julius verwundert.

„Oder richtiger, für das Herz, Herr Advocat. Es war in Beiden eine Störung der gewöhnlichen Existenz eingetreten, die durch eine Reaction nun wieder beseitigt ist. Ich besuchte diesen Morgen die Kranke. — Die Genesung hat begonnen, und wenn nicht neue, heftige Gemüthserschütterungen eintreten, so wird Raimund's, unsers gemeinschaftlichen Freundes, Glück bald wieder feststehen. Den ersten Impuls zu der schweren Krankheit Madame Raimund's hat ein moralisches Leiden gegeben, gegen das sie lange gekämpft haben muß. Die Frauen sind von Natur schwächer als die Männer, und es ist unsere Pflicht, die Schwachheit nicht zu mißbrauchen, vorzüglich wenn ein Freund darunter leidet."

„Sie sprechen seltsam, Doctor!" rief Julius, indem er eine leichte Verwirrung zu verbergen suchte.

„Aber doch für den verständlich genug, der das unbeschreibliche Glück kennt, das Raimund in dem Besitze seiner unbescholtenen Gattin findet. Der Arzt hat einen scharfen Blick, mein Herr, und er sieht durch den kranken Körper in die tiefste Seele, die von jenem abhängig ist. In Louisen's Seele habe ich nun gelesen, daß sie nicht frei von verderblichen Einflüssen ist, daß sie vielmehr in ihrer Eitelkeit Huldigungen empfängt, die das schwache

Weib auf Abwege führen. Der Arzt sucht den Quell der Krankheit zu ersticken, wenn er heilen will — Herr Morel, ich bin der Arzt Louisen's — Sie sind der Freund Raimund's — ich bitte Sie, zerstören Sie mir meine Kur nicht durch Unvorsichtigkeit."

„Was soll das heißen, mein Herr?" fragte Julius wie verletzt. „Mir scheint, Sie setzen Dinge von so zarter Natur voraus, daß sie dem Bereiche eines Arztes fern liegen."

„Mein Herr," sagte ernst der Greis, „eine lange Erfahrung hat mich meine Pflichten und Berechtigungen so genau kennen gelehrt, daß ich deren Grenzen wohl zu unterscheiden weiß. Fürchten Sie also nicht, daß ich sie überschreite, noch weniger aber, daß ich zu falschen Mitteln greife, wenn ich den Grund der Krankheit erkannt habe. Sie fühlen sich verletzt, indem ich als Arzt zu Ihnen rede — dies ist mir ein sicheres Merkmal, daß ich den rechten Punkt getroffen habe. Herr Morel, Ihr Vater hat Raimund's Glück begründet — wollen Sie, der Sohn, es zerstören?"

„Ich habe nie daran gedacht!" fuhr Julius auf. „Uebrigens erklären Sie sich deutlicher, mein Herr, und aus Rücksicht für meinen Freund Raimund werde ich Sie ruhig anhören."

„Gut, gut," sagte der Greis, „so will ich reden und Ihnen als Arzt Verhaltungsregeln vorschreiben.

Gestern Abend ist Raimund von seiner Reise zurückgekehrt, ich konnte ihm die tröstliche Versicherung geben, daß seine Louise gerettet ist. Was ich in der Kranken erblickt, die von schmerzlicher Reue gefoltert wird, muß zu seinem und zu seiner Gattin Heile ihm ein ewiges Geheimniß bleiben. Ihre Freundschaft ist dem braven Manne ein Bedürfniß, ich weiß es — setzen Sie Ihre Besuche als ein wahrer Freund fort, achten Sie Louise als seine Gattin, und tragen Sie Sorge, daß er nie, nie die Verirrungen derselben erfahre. Die Brust des Arztes ist ein heiliges Depositum — unser Gespräch ist vergessen, und selbst Louise, die meine Kenntniß ihres Uebels nicht ahnt, darf es nie erfahren, damit wir ihr Zartgefühl nicht verletzen. Ich werde über meine Kranke wachen, Herr Morel, und nur wenn ich mich überzeugt habe, daß keine Gefahr mehr zu fürchten ist, ziehe ich mich zurück. Aber bis dahin bin ich der unerbittlich strenge Arzt, der alle unheilvollen Einflüsse mit starker Hand entfernt. Jetzt ruft mich mein Amt — leben Sie wohl, Herr Morel, und erinnern Sie sich dieses Morgens, so oft Sie Raimund's Haus betreten."

Der Doctor Friedland ergriff seinen Hut, verneigte sich, und verließ das Haus.

Julius sah ihm einige Augenblicke gedankenvoll nach, ohne sich von seinem Platze zu bewegen.

„Das war eine Drohung!" flüsterte er. „Der

Doctor muß sehr genau unterrichtet sein, er würde sonst diesen Ton nicht angeschlagen haben. Aber wer hat ihm verrathen, daß ich in die reizende Louise verliebt bin, und daß sie meine zärtlichen Aufmerksamkeiten gern annimmt? Er sprach von Reue — Louise war schwer krank — sie selbst! Die alte Meta kann nicht geplaudert haben, da bei der Zerstörung unsers geheimen Verhältnisses ihr eine ergiebige Erwerbsquelle versiegen würde. Ich täusche mich nicht, wenn ich annehme, daß Louise Gewissensbisse fühlt! Diese Krankheit kam mir sehr ungelegen. O, über diese thörichte, schwache Frau! Hat sie nicht selbst das Feuer der Leidenschaft angefacht, das mich verzehrt? Und trägt Raimund nicht selbst die Schuld, da er mir seine Frau empfahl, als er abreiste? Mein Freund ist ein guter Speculant, aber ein schlechter Ehemann. Louise, die junge reizende Frau, fordert eine glühende Liebe — und er bringt ihr eine kalte, ruhige Neigung. Dieser moralische Doctor verbannt sie schonungslos zu einem freudenlosen Leben, und weil sie als gehorsame Tochter dem Drängen des speculativen Vaters bei der Wahl ihres Gatten gefolgt ist, soll sie nun in dem Umgange mit einem trockenen Geschäftsmanne untergehen — das muß jeder Vernünftige eine grausame Tyrannei nennen. So richtig die Herren mit Waaren speculiren, so arg haben sie sich mit dem Herzen Louisen's verrechnet. Das sind die Folgen einer Speculations-

heirath. Louise steht mir näher als Joseph — ich kann und darf sie nicht aufgeben. Doch ehe ich einen Entschluß fasse, will ich sondiren, und wehe Dir, alter Graukopf, wenn Du Dir eine ungebührliche Freiheit angemaßt, wenn Du in Deiner alten Moral zu weit gegangen bist. Dann mag der Prozeß beginnen, der Mediciner kämpfe mit einem Juristen."

Nach einer Stunde betrat er Raimund's Haus. Der junge Kaufmann empfing ihn mit schmerzlicher Freundlichkeit; kein Blick, kein Wort verrieth, was in der verflossenen Nacht vorgegangen. Josephs ehrenhafter Charakter konnte es nicht über sich gewinnen, den Sohn seines Wohlthäters durch einen Vorwurf zu kränken, bevor er nicht vollkommen gewiß war, daß er ihn verdient hatte.

4.

Louisen's jugendliche Kraft besiegte bald die von der Krankheit zurückgelassene Schwäche, und nach zwölf Tagen schon betrat sie an der Hand des Doctors Friedland das gemeinschaftliche Wohnzimmer, in welchem sich Joseph mit seiner vierjährigen Tochter befand. Die junge Frau hatte eine reizende Toilette gemacht, und die blonden Locken, die unter einem feinen, weißen Morgenhäubchen herabquollen, beschatteten die zarten Wangen, auf denen sich der erste Purpur der Gesundheit zeigte.

„Die vom Tode zum Leben Erstandene!" rief fröhlich der Doctor, indem er die Gattin dem Gatten zuführte. „Hier ist sie, möge sie Ihnen der Himmel noch lange erhalten!"

„Dank, Dank, Doctor!" rief Joseph.

Und nassen Blicks schloß er die vor Freude zitternde Frau in seine Arme.

„Joseph," flüsterte sie zärtlich, „Du hast meinetwegen

viel gelitten! Ach!" fügte sie hinzu, und schlang ihren Arm um seinen Hals, „aber auch ich habe gelitten, wenn ich an Deinen Schmerz dachte. Wie oft bat ich den Himmel, daß er mich Dir und unserm Kinde erhalten möge — er hat mein Gebet erhört, und mir in diesem braven Freunde einen Retter gesandt. Joseph, unser Glück soll noch nicht zu Ende sein!"

Des guten Joseph's Glück läßt sich nicht beschreiben. Er umschlang Weib und Kind, und sandte einen dankenden Blick zum Himmel.

„Wenn die Liebe so rein ist," dachte er, „kann der Argwohn sie nur beflecken. Für diese so frische Seele, für diese so zarte Blume kann ein Flecken nur der Tod sein!"

Zum ersten Male wieder nahmen sie zusammen das Frühstück ein, bei dem der Doctor als Gast blieb. Er schied mit der vollen Ueberzeugung, daß Louise in jeder Beziehung genesen sei.

Dieser hohe Festtag war ein Sonntag, weder die Börse noch andere Geschäfte nahmen die Thätigkeit des Kaufherrn in Anspruch, und die beiden Gatten verbrachten ihn mit einander in stillem Glücke. Der Zufall wirft in das eheliche Leben zuweilen einige vollkommen glückliche Tage, die sich weder an die Vergangenheit noch an die Zukunft knüpfen. Leider sind dies nur seltene, schnell verblühende Blumen! Ein solcher ward den beiden Gatten

mit allen seinen Wonnen zu Theil, und sie schwelgten in dem Genusse derselben, als ob sie geahnt hätten, daß er der letzte ihrer Liebe sei.

Julius setzte seine Besuche fort, aber er wählte Anfangs absichtlich die Zeit, von der er wußte, daß sie Louise bei ihrem Gatten verbrachte. Sie war heiter und stets dieselbe gegen den Freund ihres Gatten wie früher, aber um so gefährlicher für ihn, da sie nach der Krankheit schöner und verführerischer geworden zu sein schien. Joseph theilte die Ansicht des Arztes, daß die Kranke in wilden Fieberphantasien von Dingen geredet habe, die sie mit Furcht und Schrecken erfüllten. Die Wirklichkeit lieferte auch nicht den kleinsten Beweis von einer Schwäche oder sträflichen Verirrung. Und somit war das alte glückliche Verhältniß zwischen den beiden Gatten nicht nur wieder hergestellt, es schien selbst, als ob nach diesem Sturme ihre Liebe noch größer geworden sei.

Eines Abends befand sich Louise mit ihrer Kammerfrau allein in dem Schlafzimmer. „Meta," sagte die junge Frau in sichtlicher Verlegenheit, „ich habe lange schon nach einem kleinen Pakete mit Briefen gesucht — es liegt mir viel daran, ich kann es nirgends finden."

„Sprechen Sie von einem Pakete, das Briefe zu enthalten schien und mit einem hellblauen Seidenbande umschlungen war?"

„Ganz recht," rief Louise eifrig. „Wo haben Sie es gesehen?"

„Als Sie krank waren, Madame, riefen Sie mich mitten in der Nacht an Ihr Bett; Sie zogen dieses Paket unter dem Kopfkissen hervor, und befahlen mir, es zu verbrennen. Ich führte den Befehl aus, und warf das Papier in den Ofen."

„Dessen erinnern Sie sich genau?"

„O gewiß, Madame!" betheuerte die alte Frau, indem sie Louise mit treuherzigen Blicken ansah. „Sie waren in jener Nacht recht krank — die Papiere haben doch wohl keinen Werth —?"

„Nein, nein! Es genügt mir, wenn ich weiß, wohin sie gekommen sind."

„Verlassen Sie sich darauf, Madame, sie sind für immer verschwunden."

Diese Versicherung beruhigte Louise; sie ließ sich entkleiden, und ging heiter zu Bett. Meta sah, wie sie die Hände faltete und ein Gebet flüsterte.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß die Kammerfrau heimliche Anweisung erhalten hatte, wie sie sich gegen ihre Herrin benehmen sollte. Diese Aussage in Betreff der Papiere war eine Erfindung des Doctor Friedland, der dadurch eine Verletzung des Zartgefühls Louise's vermeiden wollte. Mit der Genesung sollte ein neues Leben beginnen und die Vergangenheit völlig ver-

gessen sein. Die Angriffe des Advocaten glaubte er verhindern zu können, und zu diesem Zwecke hatte er sich der Kammerfrau versichert, von der er wußte, daß sie die Ueberbringerin der verhängnißvollen Briefe gewesen war.

Nach einem Monate trat Meta zu ihm in das Zimmer.

„Herr Doctor, hier ist ein Brief, den mir Herr Morel diesen Mittag, als er unser Haus verließ, für Madame Raimund eingehändigt hat. Sie haben mir aufgetragen, daß ich alle Briefe, die von ihm kommen, Ihnen übergeben soll."

Der Arzt nahm den Brief, und gab der Kammerfrau dafür einen Dukaten.

„Sie erfüllen eine heilige Pflicht gegen Ihre Herrin," fügte er hinzu, und ich hoffe, Sie werden mit mir dahin wirken, daß der Friede in Herrn Raimund's Hause durch den Leichtsinn eines verblendeten jungen Menschen nicht gestört werde. Zu seiner Zeit werde ich Madame Raimund sagen, welche wichtigen Dienste Sie ihr geleistet haben."

„Zählen Sie auf mich, Herr Doctor, denn ich liebe die junge Frau, als ob sie meine Tochter wäre. Ach, hätten Sie doch früher um den verderblichen Handel gewußt, es wäre vielleicht Manches anders."

„Noch ist nichts verloren, liebe Frau, wenn Sie mir redlich beistehen."

Meta erzählte nun ihre Unterredung in Betreff der Briefe mit Louise, dann entfernte sie sich.

„Also hat er es dennoch gewagt, die verbrecherische Hand wieder auszustrecken!“ flüsterte der Arzt vor sich hin, indem er in seinem Zimmer auf- und abging. „Er sieht das wiedergekehrte Glück seines Freundes, aber es ist ihm nicht heilig. Nachdem er den armen Raimund wieder in den Schlummer der Sorglosigkeit eingewiegt, beginnt er von Neuem seine Netze auszuspannen. Wahrlich das ist kein Leichtsinn mehr, das ist die Taktik der Bosheit und des verworfensten Cynismus. Und dieser Mann, der Ehre, Glück und Ruhe seiner Nebenmenschen mit Füßen tritt, der sich kein Gewissen daraus macht, den Jugendfreund zu vernichten — dieser Mann ist ein Rechtsanwalt! Was haben die Bedrängten, die sich ihm blindlings anvertrauen, von ihm zu erwarten?“

In einer zornigen Aufwallung zerriß er das Siegel und öffnete den Brief.

„Louise,“ schrieb Julius, „die Freundschaft zu Joseph erfordert Opfer, die ich nicht länger zu bringen vermag. Was ist Freundschaft, wenn die allgewaltige Liebe das Herz bewegt? Sie verschwindet wie ein kleiner Stern vor der hehren Sonne. Die Zeit Ihrer Krankheit habe ich in einer fürchterlichen Gemüthsstimmung verlebt, und jetzt da sie genesen sind, erfreuen Sie mich durch keinen freundlichen Blick, durch kein Zeichen Ihrer Gunst. Ich weiß, daß Joseph, der trockene Geschäftsmann, Ihr feuriges Herz nicht auszu-

füllen vermag — Sie begehen eine Ungerechtigkeit gegen Ihr junges Leben, wenn Sie unter der Tyrannei einer Spekulationsheirath noch länger leiden, und Sie leiden, ich weiß es. Mehr kann ich dem Papiere nicht anvertrauen, obgleich mich ein unbeschreibliches Gefühl dazu drängt — ich muß Sie sprechen, wenn ich meinen Verstand nicht verlieren soll. Machen Sie morgen Mittag ein Uhr einen Spaziergang nach Ihrem Landhause; Joseph ist dann auf der Börse, und daß er sicher und länger als gewöhnlich dort aufgehalten werde, habe ich bereits heute die Einleitung getroffen. Ich habe Ihnen höchst wichtige Mittheilungen zu machen, darum kommen Sie. Schließlich noch die Versicherung, daß es von unserm gemeinschaftlichen Verhalten abhängen wird, ob die nächste Zukunft schon unser Geheimniß enthüllt oder nicht. J."

Der Arzt verschloß den Brief.

„Wie raffinirt!" rief er aus. „Juristische Spitzfindigkeiten, Bitten und versteckte Drohungen. Mein Herr Advocat, Sie haben mich zu einem Prozesse herausgefordert, und ich werde ihn fortführen. Wir wollen sehen ob ihn der Arzt oder Jurist gewinnt."

5.

Der Doctor Friedland hatte noch keinen festen Entschluß darüber gefaßt, wie er seinen Gegner angreifen wollte. Um ihm aber jede Gelegenheit abzuschneiden, sich Louisen heimlich zu nähern, verbot er der jungen Frau, aus Gesundheitsrücksichten, das Haus bei dem unbeständigen Aprilwetter zu verlassen. Louise fügte sich, wie zu erwarten stand, mit großer Bereitwilligkeit. Joseph's Vertrauen zu seiner Gattin war völlig zurückgekehrt, und oft machte er sich im Stillen Vorwürfe, daß er auch nur einen Augenblick an ihrer Treue hatte zweifeln können. Er bemühte sich, doppelt zärtlich und sorglich zu sein, um das an ihr begangene Unrecht wieder auszugleichen. Um ihr auch nicht die leiseste Kränkung zu bereiten, verschwieg er ihr sorgfältig die Begebenheiten jener unglückseligen Nacht und seinen in derselben angeregten Verdacht. In Julius Benehmen war keine Veränderung vorgegangen, und so oft er erschien, empfing ihn Joseph

mit derselben Herzlichkeit, die er früher gegen ihn beobachtet hatte. Selbst an dem Tage, der der verfehlten Unterredung folgte, war er derselbe, und als Louise in das Zimmer trat, verrieth auch nicht die geringste Veränderung in seinem Tone, daß irgend etwas vorgefallen sei.

Die ersten Tage des Mai waren noch sehr kühl, und Louise, obgleich sie vollkommen genesen war, verließ noch immer ihre Wohnung nicht. Schlug Joseph einen Spaziergang vor, so lehnte sie ihn mit der Entschuldigung ab, daß der Doctor ihr das Ausgehen noch nicht gestattet habe.

„Du bist eine gewissenhafte Patientin," sagte Raimund lächelnd.

„Aus Rücksicht für Dich!" antwortete sie, indem sie ihm zärtlich den blühenden Mund zum Kusse bot. „Und was fehlt mir in unserm großen, geräumigen Hause?"

„Die frische Luft, mein Kind!"

„Frage den Arzt, Joseph; sobald er befiehlt, gehorche ich."

Joseph fragte schriftlich bei dem Doctor an. „Ich werde schon ordiniren!" war die lakonische Antwort. „Später eine Badereise, und Alles ist in Ordnung."

Der Kaufmann machte allein seine Spaziergänge. An einem der ersten warmen Maitage verließ er früher als gewöhnlich die Börse, um die Gartenarbeiten bei sei-

nem Landhause, das eine Viertelstunde vor der Stadt lag, in Augenschein zu nehmen. Glücklich und heiter schritt er auf dem Seitenpfade dahin, der neben der belebten Chaussee sich fortwand. Er hatte Louisen den Besuch des Landhauses verschwiegen, weil er ihr durch die Anlegung eines Springbrunnens vor der Laube, ihrem Lieblingsplätzchen, eine Ueberraschung bereiten wollte. Heute wollte der Baumeister sein Werk prüfen, und der Wasserstrahl sollte sich zum ersten Male erheben. Joseph beschleunigte seine Schritte, um gegen vier Uhr, zur Zeit des Mittagsessens, wo er gewöhnlich von der Börse zurückzukehren pflegte, in seiner Wohnung wieder einzutreffen. Bald schlug er den Seitenpfad ein, der durch lebendige Hecken nach der Villa führte. Da sah er eine Droschke vor einer der Gartenthüren halten. Vielleicht zwanzig Schritte noch mochte er davon entfernt sein, als eine verschleierte Dame aus der Thür trat, dem Kutscher eilig einige Worte zurief, und eben so eilig einstieg.

Bestürzt blieb Joseph stehen. Die Thür führte zu dem Garten von Julius Morel's Landhause, und in der Dame glaubte er seine Louise zu erkennen. Da rasselte der halb offene Wagen an ihm vorüber. Joseph's starre Blicke richteten sich auf die Dame — das war ihr brauner Sammethut mit den weißen Federn — das war ihr dunkelblauer, großer Shawl, den er selbst vor einem Jahre von Wien mitgebracht hatte — das war endlich

ihre ganze Gestalt und Haltung. Indem der Wagen an ihm vorüberfuhr, bog sich die Dame wie bestürzt in die Ecke zurück. Hätte er noch Zweifel an der Identität ihrer Person gehegt, dieser letzte Umstand mußte sie beseitigen.

Die Eifersucht mit allen ihren Schrecken erwachte in dem armen Manne. Aber bald gesellte sich noch ein fürchterlicheres Gefühl hinzu, das der gekränkten Ehre, des schmählich gemißbrauchten Vertrauens. Wie eine Bildsäule stand der arme Joseph da, und starrte dem Wagen nach, der längst entschwunden war. Der Boden wankte unter seinen Füßen, und alle Gegenstände erschienen seinen Blicken wie von einem grauen Schleier bedeckt. Der feste Wille Raimund's besiegte bald die erste Aufregung, so gewaltig sie auch war.

„Solltest Du Dich dennoch getäuscht haben?“ fragte er sich. „Kann nicht eine andere Frau, die zufällig mit Louise Aehnlichkeit hat und dieselben Kleider trägt, in dem Landhause einen Besuch abgestattet haben? Du hast ihr Gesicht nicht gesehen, Du urtheilst nur nach den äußern Formen. Aber jene Nacht der Krankheit — ihr hartnäckiges Weigern, das Haus zu verlassen — diese Zeit, wo sie mich auf der Börse wähnt — die Eile und Schüchternheit, mit der sie aus der Hinterthür des Gartens trat, und der Schrecken endlich, der sich ihrer bei meinem Anblicke bemächtigte — ich muß klar sehen, und sollte es mein Leben kosten!“

Joseph eilte der Thür des Gartens zu. In einen Abgrund bitterer Gedanken versenkt, blieb er stehen, und betrachtete mechanisch den reizenden Garten, auf dessen Beeten ein Flor von Tulpen und Aurikeln strahlte. Bald wollte er, den Einflüsterungen seines Schmerzes sich überlassend, heimlich entfliehen, um wenigstens noch alle Zweifel seiner Liebe mit sich nehmen zu können; bald wollte er Rache üben an dem Zerstörer seines Glückes, denn die Eifersucht sagte ihm, daß er betrogen sei. Das Mißtrauen blieb zuletzt das vorherrschende Gefühl, und er stürmte durch das ungeheure Feld, durch das uferlose Meer der Vermuthungen, ohne irgend einen Anhaltepunkt zu finden. Da sah er Julius, die Hände auf den Rücken gelegt, langsam zwischen Blumenbeeten hingehend. Das Erblicken des Jugendfreundes rüttelte ihn zur Wirklichkeit empor. Er konnte es nicht glauben, daß Julius, und noch weniger Louise, die Mutter seines einzigen Kindes, eines so schweren Verbrechens fähig sei. Die Geradheit und Biederkeit seines Charakters forderte ihn auf, gründlich aber vorsichtig zu sondiren, ehe er ernste Schritte in der Sache that. Mit gewaltsamer Fassung betrat er den Garten. Ehe er Julius erreichte, war sein Gesicht ruhig geworden, obgleich in seiner Brust ein unbeschreibliches Gefühl tobte. Mit dem Entschlusse, Niemandem Unrecht zu thun, aber auch selbst kein Unrecht zu erleiden, näherte er sich dem Advocaten. In einer Biegung des

Weges trat er ihm entgegen. Julius fuhr wie aus tiefem Nachsinnen empor.

„Joseph!“ rief er, und es war ersichtlich, daß er seine Ueberraschung über die um diese Zeit seltene Ankunft des Freundes kaum zu verbergen suchte.

„Ich bin es!“ antwortete Joseph, dessen Stimme leise erbebte, obgleich er sich Mühe gab, gefaßt und ruhig zu erscheinen.

„Hast Du es über Dich gewinnen können, der Börse zeitiger als sonst den Rücken zuzuwenden?“ fragte der Advocat, indem er dem Freunde nach alter Gewohnheit die Hand reichte.

Der Kaufmann sah dem Advocaten scharf in das Gesicht.

„Glaubst Du,“ fragte er, „daß die Börse allein mein Glück in sich schließt?“

Julius lächelte mitleidig, indem er sagte:

„Ich kenne Deinen Geschäftseifer, Joseph. Wenn ich in diesem Augenblicke daran dachte, wo die Kaufmannswelt Hamburgs dem Merkur opfert, so wollte ich keinen Vorwurf aussprechen, obgleich ich als Freund nur wünschen kann, daß Du denen, die Dich lieben und verehren, einige Theile Deiner Zeit mehr widmest.“

Bei diesen Worten ergriff Julius den Arm Joseph's, und zog ihn mit sich fort.

„Mein Besuch wird nur ein kurzer sein,“ sagte

Raimund, indem er den Salon des anmuthigen Landhauses betrat. „Die Börsenzeit,“ fügte er mit Beziehung hinzu, „ist bald vorüber, und meine Frau liebt es, wenn ich mich pünktlich zum Mittagessen einstelle. Du weißt, ich bin ein guter, folgsamer Ehemann — —“

„Den Deine Louise zu schätzen weiß!“

Joseph unterdrückte eine bittere Antwort, die ihm auf den Lippen schwebte. Der Stolz untersagte ihm, auch nur einen Anflug von Eifersucht zu zeigen, obgleich ihn die wie es schien ohne Absicht hingeworfenen Worte des Advocaten verletzten.

Julius ließ Madeira kommen. Joseph trank, um heiter zu werden.

„Du hattest Damenbesuch,“ sagte er lächelnd, als er das Glas zurücksetzte.

Dem aufmerksamen Raimund konnte es nicht entgehen, daß sein Freund ein wenig verlegen ward.

„Ganz recht!“ rief der Advocat. „Eine Clientin erholte sich bei mir Raths. Die Sache war dringend, und deshalb suchte sie mich in meinem Landhause auf. Ist sie Dir begegnet?“

„In einer Verfassung, die mich ahnen läßt, daß sie mit wenig Hoffnung von Dir geschieden ist. Sie eilte an mir vorüber wie ein Kaufmann, der fürchtet die Börse zu versäumen.“

Julius leerte sein Glas mit einem Zuge.

„Wahrhaftig,“ rief er dann, „die Dame befindet sich in einem kritischen Falle. Es that mir um so mehr leid, ihr nach meinem Gutachten alle Hoffnung abzuschneiden, da mir ihre Person ein großes Interesse abgewonnen hat.“

„So ist sie schön?“

„Schön und jung, und dabei unglücklich.“

„Vortrefflich! Eine unglückliche Schöne hat viel für sich.“

„Wir Advocaten sind oft schlimm daran,“ sagte Julius, der seine völlige Unbefangenheit wieder erlangt hatte. „Das starre Recht zwingt uns zu verurtheilen, wo das Herz gern freisprechen und helfen möchte. So erging es mir in vorliegendem Falle.“

„Wahrhaftig?“

„Kein Gerichtshof der Welt wird ihr das Recht zuerkennen, nach dem sie strebt.“

„Das ist sonderbar!“

„Gewiß.“

„Recht bleibt Recht, auch unter den sonderbarsten Formen, und ich sollte glauben, daß die Gerichtshöfe es erkennen müßten.“

„Die Gerichtshöfe!“ rief Julius. „Man ruft sie oft in Sachen zu Schiedsrichtern an, die durchaus nicht vor ihr Forum gehören. Denke Dir, jene Dame ist verheirathet —“

„Verheirathet?“

„Mit einem Manne, der sie zu lieben und in ihrem Besitze glücklich zu leben glaubte. In dieser falschen Voraussetzung trat er mit ihr zum Altare. Der vertraute Umgang in der Ehe belehrte ihn, daß er sich arg getäuscht hatte. Was er für Liebe gehalten, war nur ein tiefes, inniges Mitleid gewesen, denn in jener Zeit, wo er sie kennen lernte, lebte sie in einer drückenden Lage, die sie nicht verschuldet hatte. Ehe ein Vierteljahr verflossen, erkannte der Mann, wie wenig die Frau für ihn passe, und trotz seiner Anstrengungen, sich in sein selbstgeschaffenes Loos zu fügen, wollte es ihm nicht gelingen, ein erträgliches Verhältniß herbeizuführen. Der Zufall vollendete seine Pein. Der arme Mann lernte nämlich ein Mädchen kennen, das die Natur mit allen Eigenschaften beschenkt, die sein völliges Glück ausmachten. Es herrschte eine Uebereinstimmung in den Gesinnungen und Gefühlen, die, wenn sie in seiner Ehe stattgefunden, ihn zum glücklichsten Menschen gemacht haben würde. Jetzt erst lernte er die wahre Liebe kennen, sie bemächtigte sich seines Herzens, obgleich er mit wahrem Heldenmuthe dagegen kämpfte. Seine Frau war gut und schön, sie erfüllte ihre Pflichten mit großer Hingebung, aber sie vermochte sein Herz nicht auszufüllen, das für sie nur Mitleid empfand. Er kam selbst zu der Erkenntniß, daß seine Frau nur mit Dankbarkeit, nicht

mit wahrer Liebe an ihm hing. Was sollte er nun beginnen? Der Fall war kritisch. Hier fesselte ihn die Ehe, und dorthin zog ihn die Liebe mit magischer Gewalt. Die Gattin wollte er nicht kränken, und die Geliebte konnte er nicht lassen. Da erfährt endlich die Frau die Verirrung ihres Mannes, wie sie seine Neigung nannte. Eine Zeit lang verschweigt sie ihm ihre Entdeckung, und sucht ihn durch mancherlei Mittel zu fesseln; später spielt sie die Gekränkte und Großmüthige, und endlich giebt sie ihren Verdruß offen zu erkennen. Der Mann ist nachsichtig, er schildert ihr seinen Zustand, bittet sie, sich selbst zu prüfen, und schlägt vor, die für beide Theile unglückliche Ehe friedlich zu lösen. Dieser Vorschlag erweckt in der Frau ein falsches Ehrgefühl, sie glaubt sich in ihrem Rechte, wenn sie die Scheidung verweigert, und ist fest entschlossen, dem Manne die Fesseln der Ehe nicht abzunehmen. Jetzt fordert der Mann die Entscheidung des bürgerlichen Gerichts, und die Trennung von einer Frau, mit der er nie glücklich sein könne, da sich ihre Herzen nie verstanden haben."

„Wird das Gericht diesen Scheidungsgrund gelten lassen?" fragte Joseph.

„Nein; aber dessen ungeachtet habe ich der Frau von längerem Widerstande abgerathen. Was hat sie gewonnen, wenn der Mann gezwungen ist, ferner mit ihr zu leben? Hier muß die Ehre, und nicht das Ge-

richt entscheiden!" sagte Julius, indem er sein Glas hastig leerte.

„Das galt mir!" dachte Joseph mit einem unbeschreiblichen Gefühle. „Er schildert das Verhältniß eines Mannes, während er das meiner Frau meint. Ich bin der, den sie aus Mitleid geheirathet hat, und aus Dankbarkeit soll ich mich nun von ihr trennen, damit ich ihrem Glücke nicht hinderlich bin. Der Fingerzeig ist deutlich genug, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Clientin meine Frau gewesen ist."

Der arme Joseph saß wie betäubt auf seinem Platze. Alles, was sich diesen Morgen ereignet, erschien ihm wie ein Traum; er hatte eine zu gute Meinung von der Welt, als daß er solche Dinge sofort für Wirklichkeit halten konnte. Der Advocat hatte an die Instanz seiner Ehre appellirt, und Joseph war ein Mann, dem die Ehre über Alles ging. Hier entfaltete sich sein Charakter, denn schon nach einer Minute war er nicht mehr niedergeschlagen, sondern er kämpfte nur noch mit der Ueberraschung, die ihm der schlaue Advocat absichtlich bereitet. Er sollte über seine Gattin, über seine angebetete Louise richten, und er fand in seiner Seele nicht nur die Unparteilichkeit, sondern auch die Unbeugsamkeit eines Richters.

„Was hältst Du von dem Handel?" fragte Julius, den der Wein ein wenig erhitzt hatte.

„Ich bin ganz Deiner Ansicht," antwortete er mit einer gräßlichen Kälte. „Hier hat nicht das Gericht, sondern die Ehre zu entscheiden."

Er ergriff seinen Hut, grüßte und ging nach der Stadt zurück.

Das Verhältniß zwischen den beiden Freunden war zerrissen. Der Kaufmann zweifelte nicht mehr an dem, was er bisher sich gescheut zu glauben, und der Advocat war froh, auf so geschickte Weise den Frieden gebrochen und dem Feinde die erste Wunde beigebracht zu haben.

„Louise liebt mich," dachte Julius, indem er seinen Garten durchstreifte; „aber sie wird durch den Doctor abgehalten, diese Neigung zu nähren. Jetzt kennt Joseph den Zustand ihres Herzens, er wird, so wie ich ihn kenne, auf Erklärung dringen, und Louise, die schwach genug war, sich der Tyrannei ihrer moralischen Pedanten zu fügen, wird gezwungen sein, ihr peinliches Schweigen zu brechen. Das war ein vortrefflicher Coup, eines scharfsinnigen Juristen würdig. Herr Doctor Friedland, ich gewinne meinen Prozeß, und der Kaufmann Raimund wird als letzte Instanz das Urtheil unterzeichnen."

Julius aß in seinem Landhause vergnügt zu Mittag, und fuhr dann in einem eleganten Wagen zur Stadt, um in seinem Bureau ein Stündchen zu arbeiten.

6.

Joseph Raimund kam zu Hause an. Wie immer, wenn er von der Börse zurückkehrte, betrat er auch heute das Zimmer seiner Gattin. Nichts verrieth, daß sie einen Ausgang gemacht hatte. Ihre Toilette war dieselbe, die sie zu machen pflegte, wenn sie zu Hause blieb.

„Was fehlt Dir?“ fragte sie in zärtlicher Besorgniß. „Du siehst sehr bleich aus, lieber Joseph, und Deine Augen sind trübe.“

Zugleich schlang sie ihren schönen Arm um seinen Hals und küßte seine bleiche Wange.

Joseph erbebte unter diesen Zärtlichkeiten, denn sie erschienen ihm so wahr und innig, daß Louise eine Meisterin in der Verstellungskunst sein mußte, wenn sie erkünstelt waren, und er hielt sie in diesem Augenblicke für erkünstelt. Mit einem durchbohrenden Blicke sah er auf das reizende Weib nieder. Wie betroffen ließ Louise den Arm sinken.

„Mein Gott, was hast Du?" flüsterte sie bestürzt.

Er schützte heftigen Kopfschmerz vor, und ging langsamen Schrittes in dem Zimmer auf und ab, wo Alles Glück und Liebe athmete, in jenem so ruhigen Zimmer, wo sich jetzt ein zerstörender Sturm vorbereitete.

Louise blieb regungslos an ihrem Platze stehen, sie hatte die kleinen zarten Hände gefaltet, und sah ihrem Gatten mit ängstlichen Blicken nach. So hatte sie ihn noch nie gesehen, es mußte etwas Außerordentliches vorgefallen sein, und ihr Gewissen erinnerte sie an Julius.

„Das Wetter ist schön — bist Du heute noch nicht ausgewesen?" fragte er scheinbar absichtslos, aber getrieben durch den letzten jener tausend Gedanken, die sich heimlich in die lichtere, obgleich von der Eifersucht heftig bewegte Ueberlegung eingeschlichen hatten.

„Nein!" antwortete sie zögernd und zitternd.

Joseph hatte eine rasche, sichere Antwort erwartet, denn im Grunde seines Herzens ließ sich immer noch eine Stimme hören, welche die so zärtlich geliebte Gattin für schuldlos erklärte. So konnte nur eine Sünderin antworten, die sich plötzlich auf der That ertappt sieht. Dieses „Nein" durchschnitt ihm die Seele. Er blieb stehen, und starrte seine Gattin mit einem Blicke an, vor dem sie erbebte. Da stand sie wie eine schöne Marmorstatue; alles Blut war aus den Wangen gewichen, und das große Auge, das ihm sonst ver-

trauensvoll und liebend angeblickt, hatte sich zu Boden gesenkt.

„Louise!" rief Joseph in einem herzzerreißenden Tone.

Da erinnerte er sich plötzlich der Worte des Advocaten, wonach sie ihn aus Mitleiden und aus Gehorsam gegen den Vater geheirathet hatte. Er gedachte seines Eintritts in das Haus des reichen Kaufherrn, und der Wohlthaten, die man ihm erzeigt hatte. Seine schmerzliche Entrüstung war gebannt, und der ihm angeborene Stolz regte sich mächtig in seiner Brust.

„Hast Du mir nichts zu sagen, Louise?" fragte er ruhig, aber mit bebender Stimme. „Benütze meine augenblickliche Verfassung, denn ich bin im Stande, Alles, Alles zu hören! Louise, nicht um Dich zu rechtfertigen fordere ich, daß Du redest, denn ich habe kein Recht, Dir Vorwürfe zu machen; aber um meinen qualvollen Zustand des Zweifelns und Hoffens zu beenden, wirst Du reden. Ich bin eine Kreatur Deines großmüthigen Vaters, der mir seine Tochter wie sein Vermögen anvertraute — ich habe seine Kapitale redlich verwaltet, und darüber werde ich ihm Rechenschaft ablegen; ob ich aber Deinem Herzen genügt, wirst Du entscheiden müssen, denn nur Du kannst es. Warum zitterst Du vor Joseph, der als Waisenknabe Dein väterliches Haus betrat? Fürchte nicht, daß ich meine Stellung verkenne, denn

was der Dankbarkeit unmöglich sein sollte, wird mein Ehrgefühl vollbringen. Darum antworte mir offen: hast Du in meiner Abwesenheit das Haus verlassen?"

„Ja, ich war ausgegangen, Joseph," antwortete sie mit unsicherer Stimme, obgleich ihr bleiches Gesicht ruhig blieb. „Wenn ich es im ersten Augenblicke leugnete, so geschah es aus Rücksicht für Deinen aufgeregten Zustand, den ich vorübergehen lassen wollte."

Ein kalter Schauder durchbebte den armen Joseph.

„Der Advocat hat Recht!" dachte er. „Nur aus Mitleid hat sie bisher geschwiegen, und nur aus Mitleid sprach sie jetzt diese Lüge aus. Louise," sagte er laut, „seit meiner Rückkehr von der letzten Reise hat sich der Argwohn meines Herzens bemächtigt, und ich gestehe offen, daß ich ihn mit aller Kraft, obgleich vergebens, bekämpft habe. Ende diesen Kampf, der mich aufreibt, gieb mir Gewißheit, und bekenne mir Alles, was in Deinem Herzen vorgeht."

Die junge Frau sah auf, und eine leichte Röthe verbreitete sich über ihre Wangen.

„Joseph, so hast Du mich mit unwürdigem Verdachte verfolgt?" fragte sie.

„Nein, dessen ist Gott mein Zeuge!"

„Was ist heute geschehen? Woher kommt Deine Aufregung?"

„Der Zufall führte mich Dir an einem Orte

entgegen, wo ich Dich nicht vermuthete. Du hast mich gesehen —"

„Ich?" rief sie aus. „Doch Du glaubst mir ja nicht mehr," fügte sie schmerzlich hinzu, „Du kannst mir vielleicht nicht mehr glauben, weil der Schein gegen mich ist. Ich habe diesen Morgen einen Gang zu unserm Arzte unternommen — er war nicht zu Hause, und so kehrte ich zurück."

„Du warst nur bei dem Doctor?"

„Nur bei ihm. Aber frage mich nicht weiter — vertraue mir nur noch kurze Zeit, und Du wirst das kleine Geheimniß erfahren, das ich jetzt zu bewahren gezwungen bin. Joseph, das Vertrauen ist eine Tugend der Liebe — bewahre es mir, daß ich nicht an Deiner Liebe zweifeln muß, denn dieser Zweifel wäre mein Tod. In diesem Augenblicke bin ich so aufgeregt, daß ich mich nicht vertheidigen kann; aber ich bin kein arglistiges Weib, und daß ich Dich liebe mußt Du wissen, wenn Du die Vergangenheit bedenkst. Das ist mein Bekenntniß, mehr kann ich Dir nicht sagen."

„Louise, was forderst Du?" rief Joseph. „Umgeben von Zweifeln, die den Glauben des Mannes erschüttern und seine Eifersucht erregen müssen, soll ich Dir vertrauen? Louise, ich bin nicht mehr der Erste, nicht mehr der Einzige in Deinem Herzen."

„Mein Gott, Du zweifelst an meiner Liebe?“ rief sie unter Thränen.

„Ich verberge Dir keinen meiner Gedanken, und Du —“

„Sprich nicht weiter, Joseph!“ rief sie hastig und in einer furchtbaren Angst. „Sage mir nur jetzt nichts — wir müssen Beide schweigen, wenn wir nicht muthwillig unser Glück zerstören wollen.“

Ein Diener trat ein und meldete, daß das Mittagsessen aufgetragen sei.

„Ich habe gegessen!“ sagte Joseph.

„Man warte nicht auf mich!“ fügte Louise hinzu.

Verwundert entfernte sich der Diener, indem er zugleich einen mitleidigen Blick auf seinen Herrn warf.

„Louise,“ wandte sich Joseph zu seiner Gattin, „Dir fehlt der Muth, mir mündlich eine Eröffnung zu machen, von der Dein zukünftiges Glück abhängt — ich erwarte einen Brief von Dir. Du wirst dem Papiere um so leichter Alles anvertrauen können, wenn der Anblick meiner Person Dein Mitleid nicht mehr rege macht.“

Nach diesen Worten ging er in sein Arbeitszimmer.

„Was ist das? Was ist das?“ flüsterte Louise. „Diese ängstlichen Zweifel dürfen nicht länger mein Herz zerfleischen, und noch heute soll der Doctor Alles erfahren, damit er dem traurigen Zustande ein Ende mache. Ich will Nichts, Nichts verhehlen; ehe ich länger ein

solches Leben fortführe, will ich lieber der traurigsten Gewißheit zum Opfer fallen."

Die junge Frau setzte sich an ihren Schreibtisch, ergriff die Feder, und begann zu schreiben. Nach einer Stunde rief sie ihre Kammerfrau.

„Diesen Brief besorgen Sie selbst sogleich zum Doctor Friedland. Tragen Sie Sorge, daß hier im Hause Niemand erfährt, wohin Sie gehen. Sie werden so rasch als möglich zurückkehren."

7.

Denselben Abend noch erschien der Doctor in dem Hause des Kaufmanns. Er fragte nach Madame Raimund, und man führte ihn in ihr Zimmer. Bei seinem Eintritte erhob sich die junge Frau von dem Sopha, sie trocknete rasch ihre Thränen und streckte dem Arzte die Hand entgegen.

„Ich komme selbst, um Ihnen die Antwort auf Ihren Brief zu bringen," sagte er in einem freundlichen Ernste. „Unsere Angelegenheit ist so wichtig und erfordert eine so zarte Behandlung, daß ich das Schreiben so oft vermeide, als nur möglich."

Der Arzt führte Madame Raimund zu dem Sopha zurück und ließ sich neben ihr nieder. Dann ergriff er traulich ihre Hand und sagte:

„Sie haben mich aufgefordert, der Arzt Ihrer Ehre zu sein — Louise Cordes hat Ansprüche auf meine väterliche Liebe, und ich stehe nicht einen Augenblick an, Ihrem Wunsche zu willfahren."

Louise erröthete und begann zu weinen.

„Doctor," stammelte sie, verwirrt vor Beschämung, „ich muß Ihnen mein Herz ausschütten! Ich bin keine Sünderin, die durch eine reuige Bitte ihre Schuld sühnen will — ich habe Nichts verbrochen, meine Seele ist rein, und mein Gewissen klagt mich nicht an; aber ich bedarf eines rathenden Freundes, der kräftigen Hand eines aufrichtigen Beschützers."

„Ich verspreche, Ihnen Beides zu sein."

„Mein Brief enthielt einige schwache Andeutungen von dem, was Sie wissen müssen, Doctor. Ach, fürchten Sie nicht, der Mitwisser eines gefährlichen Geheimnisses zu werden!" rief sie leise aus, und indem sie ihr Gesicht mit dem weißen Batisttuche bedeckte, um die aufsteigende Röthe der Schaam und Verlegenheit zu verhüllen.

„Nein, das fürchte ich nicht, meine arme Louise, denn ich müßte Sie nicht kennen, um so etwas vorauszusetzen. Man hat es gewagt, Ihr Glück, Ihr Ehre anzutasten — —"

„Wie, Sie wissen?" fuhr Louise überrascht auf.

„Ich weiß bereits Alles," sagte lächelnd der Arzt, „und ich freue mich, Ihnen die Erzählung Ihrer Leiden ersparen zu können."

Plötzlich erbleichte die junge Frau.

„Wer hat es Ihnen gesagt?" flüsterte sie mit tonloser Stimme. „Vielleicht mein Mann?"

„Nein, nein; Joseph kennt vielleicht nicht einmal die Gefahr, die sein häusliches Glück bedroht, und wir werden sie abgewendet haben, ehe er sie ahnt.“

„Doctor, er kennt sie bereits!“ rief Louise.

„Wie?“ fragte der Greis erschreckt. „Sollten Sie eine Unvorsichtigkeit begangen haben?“

Louise erzählte Joseph's Rückkehr und ihre Unterredung mit ihm.

„Mein würdiger Freund,“ schloß sie mit bewegter Stimme, „der Gedanke Julius Morel angehört und seine Briefe nicht ungelesen zurückgesendet zu haben, lastet wie ein furchtbares Verbrechen auf meiner Seele. Von einer mir unerklärlichen Angst gefoltert, leugnete ich, daß ich ohne Wissen meines Mannes in Ihrem Hause gewesen bin, denn mir ist, als ob der leiseste Argwohn von seiner Seite mein ganzes Lebensglück zertrümmern müßte. Ich bin unschuldig, Doctor, und dennoch kann ich nicht ganz offen gegen ihn sein. Daß er nie die Verirrung seines Jugendfreundes erfahren sollte, war mein eifrigstes Bemühen, es widerstrebte meinem Gefühle, als die Anklägerin des jungen Mannes aufzutreten, dessen Vater Joseph als den Gründer seines Glücks betrachtet. Julius ist ein falscher Freund, aber mein Mann wird so lange nicht daran glauben, und er wird mir vielmehr einen großen Theil der Schuld beimessen, bis ich die schlagendsten Beweise vorlege, daß ich selbst eine

durch Raffinerien umstrickte Thörin bin. Doctor, Ihnen bekenne ich, daß meine Eitelkeit sich in den Huldigungen gefiel, die mir Julius brachte; aber leider merkte ich zu spät, daß ich dem Freunde meines Mannes zu viel gestattet hatte. Was ich für unschuldige, selbst alberne Scherze gehalten, nahm er als Dinge von Bedeutung, und der Advocat folgerte hieraus Rechte für sich, die mich erzittern machten. Er schrieb mir Briefe, die, wenn sie ein mit den Verhältnissen unbekannter Mensch gelesen, mich offenbar eines Ehebruchs zeihen müßten; und dennoch habe ich mich gegen Julius so benommen, daß es höchstens deshalb zu verdammen ist, weil es in der Abwesenheit meines Joseph geschehen. Eine schwere Krankheit war die Folge meines Seelenkampfes, ich habe meine Unvorsichtigkeit schwer gebüßt, und wie es scheint, werden sich noch schrecklichere Folgen derselben einstellen. Helfen Sie, retten Sie, Doctor, und überzeugen Sie meinen Mann, daß ich nie aufgehört habe, ihm treu zu sein, daß ich nicht einmal weiß, woher die Fäden der Bosheit so plötzlich gekommen sind, die mich umschlungen halten."

Die junge Frau trocknete ihre Thränen, die jetzt häufiger aus den schönen Augen hervorquollen.

„Mein armes Kind," sagte theilnehmend der Arzt, „ich kenne Ihre Gefahr, und habe nicht einen Augenblick daran gezweifelt, daß der Advocat sich Rechte anmaßt,

wozu kaum ein Scheingrund vorliegt. Sie haben ihn angelächelt — und er spricht von Zärtlichkeiten; Sie haben Joseph einen eifrigen Kaufmann genannt — und er spricht von einem trocknen Geschäftsmanne, der Ihr Herz nicht auszufüllen vermag — kurz, er will Sie schuldbewußt machen, damit Sie, aus Furcht vor der öffentlichen Meinung, sich ihm ganz überlassen müssen. Herr Julius Morel bewährt sich hier als ein schlauer Advocat, wie im gemeinen Geschäftsleben; ist kein Grund zu Prozessen vorhanden, so zieht man ihn mit Haaren herbei. Also Joseph äußerte diesen Mittag den ersten Argwohn?"

„Ja."

„Und Sie sind sich seit Ihrer Krankheit keines Schrittes bewußt, der Anlaß dazu gegeben haben könnte?"

„Das schwöre ich bei dem allmächtigen Gott!"

„Dann hat der Advocat es versucht, den Saamen des Argwohns in das Herz Joseph's zu streuen. Jetzt gilt es, ihm zu beweisen, wer Herr Julius Morel ist. Kennt er die Gesinnungen des Advokaten, so kann er seine Gattin um so leichter und sicherer beurtheilen. Aber Sie müssen mir helfen, Madame."

„Wie kann ich?"

„Fragen Sie nicht, Sie sind die Kranke, ich bin der Arzt. Setzen Sie sich, und schreiben Sie, was ich

Ihnen dictire. Wir haben ein starkes Uebel zu heben, folglich müssen wir starke Mittel anwenden."

Louise saß am Schreibtische, und der Doctor dictirte, indem er sich über ihren Stuhl hinabneigte:

„Mein Herr! Die Antwort auf Ihren letzten Brief muß ich Ihnen mündlich mittheilen. Sie werden mich diesen Abend neun Uhr in meinem Landhause antreffen." —

Louise sah bestürzt empor.

„Schreiben Sie," sagte der Doctor lächelnd. „Ich bedarf nur dieses Briefes, für eine Stellvertreterin bei dem Rendezvous werde ich Sorge tragen. Also: antreffen. Mein Mann ist von Doctor Friedland zum Abendessen eingeladen, und wird spät nach Hause kommen. Louise. Jetzt siegeln und adressiren Sie das Billet."

„Hier, Doctor, ich lege meine Ehre in Ihre Hand!" sagte Louise, indem sie zitternd das Briefchen überreichte.

„Und der Doctor giebt Ihnen dafür den von Eifersucht und Argwohn geheilten Mann zurück. Bis sieben Uhr ist der Advokat in seinem Bureau — erlauben Sie mir, daß ich Ihre alte Meta dorthin absende. Und nun leben Sie wohl; die Folgen meiner Kur werden Sie vielleicht heute noch an Ihrem Manne spüren."

„Gott gebe es!"

Auf der Hausflur fertigte der Arzt die Kammerfrau

ab, dann trat er in das Comptoir, wo Joseph arbeitete. Der junge Kaufmann empfing den Greis mit einer schmerzlichen Freundlichkeit.

„Mein Freund," flüsterte er, „für diesen Abend gehören Sie mir an. Ihr Arzt befiehlt, daß Sie heute schließen, bei ihm speisen und dann mit ihm einen Spaziergang unternehmen. Jetzt ist es halb sieben Uhr — ich habe noch einen Kranken zu besuchen — halb acht Uhr treffen Sie mich zu Hause."

Joseph versuchte Einwendungen zu machen, und schützte den Posttag vor.

„Auch ich habe Ihnen Postberichte mitzutheilen, die wichtiger sind, als alle andern," flüsterte der Arzt. „Doch erschrecken Sie nicht, es sind keine Hiobsposten. Also?"

„Ich komme, Doctor!" antwortete Joseph.

„Sie wissen, ich liebe Pünktlichkeit!" rief der Arzt und entfernte sich.

Auf der Straße begegnete er Louise's Kammerfrau, die von dem Advocaten zurückkehrte.

„Nun?" fragte er.

„Ich traf ihn zu Hause. Er nahm das Billet, durchflog es, und gab mir einen Louisd'or für den Weg. Dann entließ er mich, ohne ein Wort hinzuzufügen."

„Gut, liebe Frau, ich danke Ihnen," sagte der Arzt, indem er seinen Weg fortsetzte. „Die Antwort genügt, denn sie beweis't, daß der schlaue Advocat in die Falle geht."

Der Doctor betrat nun ein Gasthaus. Eine Stunde später empfing er Joseph in seinem Zimmer, wo das Abendessen vorbereitet war. Die beiden Männer aßen, wobei der Doctor zur Eile antrieb, dann traten Sie den Spaziergang nach dem Landhause an.

8.

Die Dämmerung war längst angebrochen, als der Doctor seinen Freund durch die Seitenwege zwischen den Hecken zu dem ihm wohlbekannten Landhause führte. Der Gärtner, der in einem niedlichen Häuschen wohnte, öffnete das Gitter, und ließ die Männer in den Saal der kostbar eingerichteten Villa treten. Während Joseph sich damit beschäftigte, eine große Astrallampe anzuzünden, war der Doctor auf die Stufen der Treppe hinausgetreten, und sprach leise mit dem alten Gärtner.

„Wir erwarten noch Gäste," sagte er, „einen Herrn und eine Dame. Führt sie in den Saal, Alter, aber verschweigt ihnen, daß wir bereits angekommen sind. Wir beabsichtigen einen Scherz, wenn Ihr plaudert, ist er verdorben, und Herr Raimund könnte Euch leicht aus dem Dienste jagen. Auf Befragen könnt Ihr sagen, daß Ihr gegen Abend den Befehl erhalten hättet, um neun Uhr die Lampe in dem Salon anzuzünden, die, wie ich

sehe, bereits brennt. Läuft Alles gut ab, so erhaltet Ihr von mir den Lohn."

„Gut, Herr Doctor, werde Alles pünktlich besorgen!" Der Gärtner zog seine Mütze, und entfernte sich. Der Arzt ging in den Saal zurück. In demselben Augenblick schlug die Pendule auf dem Kamine neun Uhr.

„Mein Freund," sagte er zu Joseph, „jetzt nehmen Sie Ihren Hut und folgen Sie mir."

„Wohin?"

„Hinter die Glasthüre dieses Kabinets mit den grünen Vorhängen."

„Doctor, was haben Sie vor?"

„Sie sollen mit mir einen kranken Mann und eine leidende Frau beobachten — ich habe mir vorgenommen, Beide zu heilen. Ziehen Sie daraus Ihre Schlüsse, und wenden Sie sie bei vorkommenden Fällen an."

„Um Gotteswillen, Doctor, wer sind diese Personen?" rief Joseph in einer furchtbaren Aufregung.

In diesem Augenblicke ließ sich die Glocke am Thore vernehmen. Anstatt zu antworten, ergriff der Doctor Joseph's Hand, und zog ihn hastig in das Kabinet, dessen Thür er hinter sich verschloß. Die Männer nahmen so auf zwei Stühlen Platz, daß sie durch die Vorhänge den hellerleuchteten Saal übersehen konnten.

„Und nun denken Sie," flüsterte der Doctor, „daß Sie an dem Krankenlager Ihrer Louise sitzen. Vermeiden

Sie jedes Geräusch, und fassen Sie sich in Geduld; daß diese Krisis heilbringend ist, verbürge ich mit meinem grauen Kopfe. Beobachten Sie genau, aber staunen Sie über Nichts, was auch kommen möge. Fragen Sie mich nicht, denn ich werde nicht antworten.“

Die Pein des armen Joseph läßt sich nicht beschreiben, als er den Advocaten in den Saal treten sah. Er war der festen Meinung, daß er Zeuge von der Arglist seiner Frau sein sollte. Mit einem verzweifelten Muthe entschloß er sich, zu lauschen, und dann seine Einrichtung darnach zu treffen.

Julius, höchst elegant gekleidet, ging lächelnd im Saale auf und ab. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, sah nach der Uhr und lauschte. Als sich kein Geräusch vernehmen ließ, trat er zu dem Tische, auf dem die Lampe brannte, zog ein Billet hervor und las.

„Er prüft noch einmal, ob es echt ist,“ dachte lächelnd der Doctor. „Ah mein Freund, wir machen die Handschriften nicht nach, so lange uns die Orginale zu Gebote stehen.“

Fünf Minuten verflossen. Da erklang die Glocke am Thore wieder. Joseph sah, wie Julius stehen blieb, mit einem triumphirenden Lächeln nach der Thür blickte und mit der Hand durch das krause Haar fuhr. Der Doctor ergriff die Hand des jungen Kaufmanns, als ob er ihm Muth einflößen wollte; bei dieser Gelegen-

heit fühlte er, wie sein Puls jagte, und die Hand brannte.

„Es ist nichts! Es ist nichts!" flüsterte er an seinem Ohre.

Joseph lauschte in einer furchtbaren Spannung. Da ward zum zweiten Male die Thür geöffnet, und eine Dame trat ein. Sie trug einen kurzen seidenen Mantel und einen weißen Hut, dessen Schleier das Gesicht bedeckte. Nachdem sie vorsichtig die Thür verschlossen, trat sie tiefer in den Saal.

„Meine Frau!" flüsterte der Kaufmann, dem das Blut in den Adern stockte. Und mit einem convulsivischen Zittern ergriff er die Hand des Arztes, ohne die beiden Personen im Saale außer Acht zu lassen.

„Ruhig, ruhig!" mahnte der Doctor.

Die Lauscher sahen nun, wie der Advokat der jungen Frau entgegentrat, ihre kleine mit weißen Handschuhen bekleidete Hand ergriff, und sie zärtlich küßte.

„Endlich!" rief er aus. „Die Minuten sind mir zu Stunden geworden, und schon zweifelte ich, daß ich diesen Abend so glücklich sein würde, Ihnen die Gefühle meiner aufrichtigen Verehrung ausdrücken zu können. Ach Louise, Sie haben bisher grausam mit mir gespielt!"

Die Dame antwortete nicht, aber ihr ganzer Körper begann zu zittern, und ein leises Schluchzen ließ sich vernehmen.

„Sie weinen!" rief Julius Morel mitleidig. „O,

diese Thränen brennen wie Feuer auf meinem Herzen! Louise, brechen Sie diese lästigen Fesseln, vertrauen Sie mir, der sich auch ohne Ihren Willen mit Ihrem Glücke beschäftigt hat, vertrauen Sie dem guten Geiste der wahren Liebe, und die Zukunft wird eine heitere, eine lichtvolle sein. Sie haben mich bisher nicht verstanden, Sie haben wie eine fromme Dulderin gelitten, ohne die Quelle Ihres Leidens zu kennen. — Louise, heute werden Sie mir sagen, daß ich Recht gehabt habe! Wie Keiner in der Welt fühle ich mich berufen, Ihr Glück zu fördern, und bei Gott, ich werde es befördern! Immer noch Thränen zur Antwort! Können Sie sich nicht entschließen, mir Ihr Herz auszuschütten? Louise, lassen Sie mich in Ihrem schönen Augen lesen, was Sie den Muth nicht haben mir zu sagen, und ich vollende das Werk Ihrer Befreiung, das ich bereits wider Ihren Willen begonnen habe!"

Julius warf den Schleier zurück. Doch kaum hatte er das Gesicht der Dame erblickt, als er bestürzt zurückwich, und einen lauten Schrei ausstieß. Joseph suchte seine Augenkraft zu verdoppeln, und er sah ein fremdes, aber sehr schönes Frauengesicht, das von Aufregung geröthet, und in Thränen gebadet war.

„Du, Helene, Du? Wahrlich, Du spielst eine vortreffliche Rolle! Bekenne, Elende, wer hat Dich dazu gedungen? Wie kommst Du in dieses Landhaus?"

„Wer mich dazu gedungen?" fragte eine zarte, be-

bende Stimme. „Niemand, Herr Advocat Morel! Ich glaube, ich habe ein Recht dazu, meinen Mann an das zu mahnen, was er mir vor dem Altare Gottes feierlich gelobt hat! Diesen Mittag boten Sie mir Geld, wollten mir meine Ansprüche an Sie abkaufen, und droheten selbst, mich durch Ihren Einfluß zu vernichten, wenn ich mich nicht gutwillig fügte."

„Und es wird noch geschehen!" sagte Julius, der seine Fassung wiedererlangt, in einer furchtbaren Ruhe und Kälte. „Madame, Sie kennen jetzt ein Geheimniß meines Herzens, das Ihnen darthun muß, wie wenig Sie von mir erwarten können. Ich wiederhole jetzt noch einmal alle meine Anerbietungen, und fordere dagegen, daß Sie meine Heirath als eine unbesonnene Jugendthorheit betrachten und vergessen."

„Julius, Julius!" schluchzte die arme Frau, „Ihre Liebe zu mir nennen Sie eine Jugendthorheit?"

„Ich habe Sie aus Mitleid zum Altare geführt."

„Das ist gräßlich!" stammelte Helene. Sie weinte einen Augenblick still vor sich hin, dann trocknete sie ihre Thränen und sagte in einer würdevollen Fassung: „Es ist wahr, Julius, ich war arm, als Sie mich in Wien kennen lernten, ich sorgte durch meiner Hände Arbeit für meine kranke Mutter, und hatte mit Noth und Entbehrung zu kämpfen; aber was schworen Sie mit einem furchtbaren Eide, als ich, das arme Mädchen, Ihren Liebes-

betheuerungen nicht glauben wollte? Sie schworen, sich zu tödten, wenn Sie mich nicht als Gattin heimführen könnten. Damals sprachen Sie nicht von Mitleid, damals war ich nur das Ideal Ihrer Liebe, die Gattin, wie sie Ihre Phantasie sich gedacht hatte. Und mußte ich nicht an die Uneigennützigkeit Ihrer Liebe glauben, da ich Ihnen nichts als meine Ehre und meine innige Zuneigung bieten konnte? Um meine letzten Zweifel zu heben, ließen Sie sich mit mir trauen, ich war die Ihrige, und Sie versicherten mich, daß Sie völlig glücklich seien. Da reisten Sie ab, um meine Ankunft vorzubereiten und versprachen, mich in zwei Monaten Ihrer Familie zuzuführen. Ich erhielt von Zeit zu Zeit Briefe und auch an Mitteln zu meiner Existenz ließen Sie es nicht fehlen; aber Sie kamen nicht zurück und hielten mich zwei Jahre mit der Versicherung hin, daß Sie Ihren Vater nur vorsichtig auf unsere, ohne sein Wissen vollzogene Heirath vorbereiten müßten, da er ein anderes Heirathsproject entworfen habe, und der Verlust Ihres Vermögens auf dem Spiele stehe. Ich bin Ihre Gattin, Julius, und reiste nach Hamburg, um in Ihrer Nähe zu leben. Sie haben mich hintergangen, Herr Morel; nicht Ihr Vater hindert Sie, mich anzuerkennen, sondern die Neigung zu einer andern, die Sie jetzt ebenfalls mit Ihren Netzen zu umgarnen suchen, wie Sie mich umgarnt haben."

„Ah, wie gut Sie unterichtet sind!" rief Julius

höhnend. „Es macht Ihrer Verschlagenheit alle Ehre, daß Sie sich so geschickt in den Besitz meiner Geheimnisse zu setzen wußten."

„Das hat Gott gefügt, Herr Morel!" rief Helene. „Ich bin zur rechten Zeit nach Hamburg gekommen, um Sie an Ihre Pflicht zu mahnen, um Ihre Ehre zu retten."

„Meine Ehre? Wer hat sie angetastet?"

„Sie selbst!"

„Helene!" rief drohend der Advocat.

„Sie schrecken mich nicht zurück, Julius, denn Ihre Ehre ist auch die meine, und wenn ich sie zu wahren suche, erfülle ich eine heilige Pflicht. Ich war zwei Jahre von Ihnen getrennt, und in dieser Zeit habe ich mich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß ich von Ihrer Liebe mein Glück nicht erwarten darf — der heutige Tag hat es bestätigt. Sie können die arme, liebende Helene zurückstoßen, aber Ihre Gattin werden Sie vor der Welt anerkennen müssen."

„Wer will mich dazu zwingen?"

„Ich, die arme Helene, die Sie diesen Mittag durch Ihre Domestiken auf die Straßen werfen lassen wollten. Mein Herr, Sie haben Ihre Stellung mir gegenüber bezeichnet, ich werde Ihnen jetzt die meinige bezeichnen. Sie sprachen von der Ehe so geringschätzend, wie man von einem gewöhnlichen Handelscontracte spricht: wohl-an, ich verbanne die Liebe aus diesem Contracte, aber

ich bestehe darauf, daß er gehalten wird. Mit meiner Bewilligung wird er nie gelöst werden, und Sie werden nun die Folgen Ihrer unbesonnenen Jugendthorheit, wie Sie unsere Heirath zu nennen beliebten, mit mir zugleich tragen. Sie werden morgen Madame Morel der Welt vorführen, und wenn Sie sich weigern —"

„Nun?" fragte Julius höhnend. „Wenn ich mich weigere?"

„So gebe ich Sie der allgemeinen Lächerlichkeit preis. Man wird über Herrn Julius Morel, den man für den schlauesten Advocaten Hamburgs hält, herzlich lachen, und wo er sich zeigt, mit dem Hohne empfangen, den er verdient. Seht, wird man sagen, da ist der vorsichtige Jurist, der zuverlässige Mann, der die Gattin seines besten Freundes durch die raffinirtesten Floskeln zu verführen trachtete, der ihr die zärtlichsten, eindringlichsten Briefe schrieb, dem es endlich gelang, durch seinen Scharfsinn die arme Frau zu einer geheimen Unterredung zu bewegen. Und als er der Verführten den Schleier lüftete, seine eigene Gattin, die er schändlich im Stiche gelassen und hundert Meilen entfernt wähnt, vor sich sah; da ist der Mann, der sich für den Besieger einer tugendhaften Frau hält, der sich einbildet, daß er leidenschaftlich von Louise Raimund geliebt wird, und die gute Louise weiß kein Wörtchen davon, denn alle seine rührenden und scharfsinnigen Briefe sind nicht in ihre Hände gelangt."

„Helene! Helene!“ rief Julius mit bebender Stimme.

„Ja, mein Herr, Sie wollten Ihren besten Freund betrügen, und nun sind Sie selbst der Betrogene. Nicht wahr, das ist eine lustige Geschichte? Was meinen Sie, wenn sie die Fama durch die Stadt trägt? Was meinen Sie, wenn man sich Ihre Briefe, ein Muster von Stylistik und Scharfsinn, in Abschriften in den Kaffeehäusern vorliest? Und das Alles hängt von mir ab, Herr Advocat — denn ich besitze die verhängnißvollen Briefe, von deren Existenz Madame Raimund keine Ahnung hat. Jetzt kennen Sie meine Waffen — es steht bei Ihnen, den Kampf einzustellen oder fortzusetzen.“

Julius stand wie versteinert in der Mitte des Saales. Wie aus einem tiefen Nachsinnen raffte er sich plötzlich empor und fragte:

„Helene, wo sind die Briefe?“

„Hier!“ rief triumphirend die junge Frau, indem sie ihm ein kleines Paket zeigte.

„Und wer gab sie Dir?“

„Der Schutzengel Louise's, der sie empfing und aufbewahrte.“

„Gestehe es nur, der Doctor Friedland!“ sagte der Advocat.

Joseph konnte sich nicht enthalten, die Hände des Doctors inbrünstig zu drücken.

„Sie gehören mir," fuhr Helene ausweichend fort, „und der freundliche Geber überläßt sie mir so lange, als es zu meiner Sicherstellung nöthig ist."

Der Advocat betrachtete sinnend die wirklich reizende Helene, die mit hochgerötheten Wangen und flammenden Augen vor ihm stand.

„Weib," rief er plötzlich aus, „welch ein Geist ist in Dich gefahren?"

Die junge Frau trat ihm näher und ergriff seine Hand.

„Julius," sagte sie in einem weichen Tone, „mächtiger noch als die Liebe der Jungfrau ist die Liebe einer Mutter. Für das Glück ihres Kindes kämpft sie mit dem Muthe eines Mannes; aber sie verzeiht auch eben so leicht, wenn sie auf friedlichem Wege ihr Ziel erreichen kann. Sorge für Dein Kind, schaffe ihm eine ehrenvolle glückliche Zukunft und Du hast die erzürnte Mutter nicht mehr zu fürchten. Meine Liebe opfere ich — aber nicht mein Kind."

„Jetzt ist es Zeit," sagte der Arzt, indem er aufstand, die Thür öffnete, und Joseph in den Saal zog.

Bei dem Erblicken der beiden Männer erbleichte der Advocat.

„Mein Herr," sagte der Arzt, „unser Prozeß ist zu Ende. Wir kommen nicht, um Ihnen Vorwürfe zu machen, sondern unser Erscheinen soll Ihnen nur andeuten, daß wir das Schicksal Ihrer armen Gattin kennen. Sie hat

viel gelitten, und nur mit großem Widerstreben hat sie sich zu der Rolle verstanden, die ich ihr zugetheilt. Wären Sie weniger befangen gewesen, so hätten Sie die Pein Ihrer Frau erkennen müssen. Ich bestätige feierlich vor Gott, daß nur die Mutterliebe ihr die Kraft gab, sich meinem Rathe zu fügen. Aber auch Sie mögen meinen Rath hören: folgen Sie dem bessern Gefühle Ihres Herzens, und erfüllen Sie die eingegangenen Pflichten als ein braver Mann. Dann sind Ihre Verirrungen vergessen, und Sie können der Zukunft ruhig entgegensehen. Glauben Sie mir, die Zeit bleibt nicht aus, wo der Verstand zu ohnmächtig ist, um die Gewissensscrupel hinweg zu philosophiren."

„Julius," rief Joseph mit bewegter Stimme, „Du hast mir also nicht den Zustand Louise's, sondern den Zustand Deiner eigenen Gattin geschildert, als ich diesen Mittag bei Dir war?"

Der Advocat reichte dem Kaufmann hastig die Hand.

„Lebe wohl, Joseph!" rief er sichtlich bewegt. „Ist es mir vergönnt, so glücklich mit meiner Frau zu werden, als Du es mit Deiner Louise zu sein verdienst, so habe ich mich über die Kur unseres Arztes nicht zu beklagen. Lebe wohl, wir sehen uns nie wieder!"

Julius bot Helenen den Arm und verließ mit ihr das Landhaus. Joseph sank dem Arzte an die Brust.

„Mein Retter, mein Wohlthäter!" rief er aus. „Jetzt begreife ich Alles!"

„Und auch das werden Sie begreifen, mein Freund, daß Sie Louise in einem ungerechten Verdacht gehalten haben. Sie kennt nicht einen einzigen der verhängnißvollen Briefe, denn sie gelangten alle in meine Hände."

„Aber sie kennt das Unternehmen des Advocaten?"

„Ich hielt es für Pflicht, sie davon in Kenntniß zu setzen. Die Worte, die sie in ihren Fieberphantasien ausstieß, waren die Befürchtung der Möglichkeit eines solchen Falles. Und nun fort, nach Hause!"

Die beiden Männer bestiegen den Wagen des Doctors, der an dem Landhause hielt.

„Wie lernten Sie Helenen kennen?" fragte der Kaufmann.

„Man rief mich in das Hotel zu dem kranken Kinde einer angekommenen Reisenden. Die junge Dame, die in der That von auffallender Schönheit war, nahm mein ganzes Interesse in Anspruch, und sie faßte ein so großes Vertrauen zu mir, daß sie mir sagte, wer sie war, und mich um Auskunft über die Familie Morel bat. Das Uebrige können Sie sich denken."

Der Wagen hielt vor Raimund's Hause. Der Arzt führte den Kaufmann in das Zimmer seiner Gattin. Louise stand vor Erwartung zitternd an dem Bette ihres Kindes, als die beiden Männer eintraten.

„Louise!" rief Joseph außer sich — und schloß die reizende Frau in seine Arme.

„Kinder,“ sagte der alte Arzt, „wollt Ihr jetzt auf meinen väterlichen Rath hören?“

„Reden Sie, Doctor, reden Sie!“ riefen Beide.

„Stellt keine Erörterungen an, fragt nicht und antwortet nicht, sondern überlaßt Euch dem Glücke des Augenblicks, das neu erstrahlend wie die Sonne nach einem Gewitterregen durch die Wolken bricht. Sie, Freund Joseph, bedürfen einer weitern Aufklärung nicht mehr, und Madame Louise wird vor Eitelkeit bewahrt,“ fügte er lächelnd hinzu. „Die Frau darf nicht wissen, daß sie außer ihrem Manne auch noch Andern gefallen. Jetzt bereiten Sie sich zu einer Badereise vor, in vierzehn Tagen müssen sie in Pyrmont sein. Gute Nacht!“

Der Doctor war verschwunden. Joseph und Louise standen Arm in Arm an dem Bette ihres ruhig schlafenden Kindes, sie sprachen nicht, aber durch eine innige Umarmung feierten sie die Versöhnung nach dem ersten ehelichen Sturme. Beide befolgten um so lieber den Rath des Arztes, da sich jedes nicht so ganz vorwurfsfrei wußte. Louise kannte die Briefe des Advocaten, und Joseph schämte sich seiner Eifersucht um so mehr, als er am folgenden Morgen einen Brief erhielt, worin Julius ihm ankündigte, daß er mit seiner Frau und seinem Kinde nach Wien gereis't sei, und seine Praxis einem befreundeten Advocaten übertragen habe. „Verschweige Deiner Gattin meine Verirrung,“ schloß er,

„denn außer in den Briefen, die man ihr glücklicherweise vorenthielt, existiren keine Beweise davon. Der würdige Friedland hat mich vor mir selbst gerettet."

Vierzehn Tage später hatte das Landhaus Raimund's ein festliches Ansehen, aus allen Fenstern desselben schimmerte Licht, und die vorübergehenden Spaziergänger blieben stehen, um den fröhlichen Weisen der Quadrillen zu lauschen, und die schön geschmückten Tänzerpaare vorüberschweben zu sehen. Eine glänzende Gesellschaft war in den sinnig verzierten Sälen versammelt, und Alles athmete Frohsinn und Lust.

Louise, einfach aber geschmackvoll gekleidet, saß wie eine Königin in der Mitte von Freunden und Bekannten, und empfing die Glückwünsche zu ihrer Genesung. Als der Doctor Friedland erschien, erhob sie sich, sank dem vor Freude strahlenden Greise an die Brust, und bedeckte ihn im Uebermaße ihrer Gefühle mit Küssen.

Außer Joseph kannte Niemand die doppelte Gefahr, aus welcher der Arzt die junge Frau gerettet, denn die Briefe des Advocaten blieben ein Geheimniß, und auch der Verfasser dieser Erzählung würde keine Kenntniß davon erhalten haben, wenn er nicht vor zwei Monaten unter den nachgelassenen Papieren des allgemein betrauerten Arztes Notizen darüber gefunden hätte.
